Fürstbischof und Vagabund.

Erinnerungsblätter

von

Karl von Holtei.

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.
1882.

Vorwort.

Die nachfolgenden Erinnerungsblätter an den verstorbenen Fürstbischof Dr. Förster aus der Feder Karl von Holteis sind im Jahre 1874 von diesem geschrieben worden und sollten nach Holteis Tode veröffentlicht werden. Auf Wunsch der Erben Holteis, welche mir die nachfolgenden Blätter sofort zugehen ließen, unterblieb die Veröffentlichung bis zu dem nunmehr erfolgten Tode des Fürstbischofs.

Breslau, Anfang November 1881.

Eduard Trewendt,
Verlagsbuchhandlung.

Jedesmal wenn eins meiner Bücher mir wieder zu Gesichte kommt, und ich dann darin blättere, wie in irgend welchem fremden Buche, längst vergessenen Gedanken, Einfällen, Bildern begegnend, bei denen ich bisweilen in Zweifel gerate, ob sie wirklich von mir herrühren? so daß ich mich kaum deutlich erinnern kann, aus welcher Seelenstimmung sie hervorgegangen sein möchten? . . . . jedesmal überkommt mich dann die Betrübnis, daß es unbemittelten Autoren nicht vergönnt ist, ihre litterarischen Versuche, sobald sie fertig wurden, sauber abdrucken zu lassen (wohl verstanden in einem einzigen Exemplare ad usum Delphini!), dieses eine etliche Jahre aus dem Gedächtnisse zu schlagen und erst nach Ablauf solcher Frist wieder vorzunehmen, gleichsam als die Arbeit eines anderen. Das wäre zur Genüge Ersatz fürs alte „nonum prematur in annum.“ Denn gedruckt bekommt solches Ding eine gänzlich veränderte Physiognomie, und dieselben Mängel, welche dem gewissenhaftesten Verfasser im Manuskripte sogar während sorgsamstem Insreineschreiben entgingen, treten aus ihrem Versteck hervor und werden kenntlich, sobald das gedruckte Buch ihm entgegenschaut. Dann aber ist's ja zu spät!

Und wie wenige deutsche Schriftsteller vermöchten hin-

reichende Mittel aufzutreiben zur Durchführung dieser meiner Idee? Jene Bevorzugten, welche Tausende einstreichen, wo wir Tagelöhner geringerer Gattung uns demütig mit Hunderten begnügten, und denen es folglich an Gelde nicht fehlen dürfte, halten es gewiß nicht mehr für nötig, ihre Werke einer so umständlichen Prozedur zu unterwerfen, denn sie befinden sich ja ohnehin im Besitz und Genuß ihrer unerschütterlichen Celebrität und pflegen das Bewußtsein ihrer Vortrefflichkeit. Was sie schreiben ist ja von vorn herein schon gut und wirksam, eben weil es aus ihrer Feder kam. Wozu erst der unnütze Aufenthalt?

So ist's, so muß es bleiben. Deshalb wäre das klügste, beizeiten entsagen zu lernen. Leider gelingt das erst vollständig dem beruhigten Alter. Diesem bleibt nichts Besseres, als endlich in sich zu gehen, und die Feder hübsch wegzulegen. Das ist mir längst klar geworden, nur selten, ausnahmsweise, ergreif ich sie etwa noch, für kurze, höchst anspruchslose Plaudereien, deren hauptsächlichster Wert gerade in dieser Anspruchslosigkeit besteht. Vor jedem umfangreicheren Beginnen schreck ich zurück, gleich dem abgetriebenen Gaul vor breiten Gräben. Deshalb auch habe ich so lange mit dem Entschlusse gezögert, eine Schilderung zu entwerfen von früheren Verhältnissen zwischen mir und einem Manne, den ich herzlich liebe, dessen Persönlichkeit mir wert und teuer bleiben wird, trotz allen Zerwürfnissen und Widersprüchen unserer aufgeregten Zeit. Wenn ich jetzt mit Zittern und Zagen dennoch daran gehe, so geschieht es nicht in bestimmter Absicht augenblicklicher Veröffentlichung. Ich will nur die noch kurze Dauer meiner Lebensfrist benützen, damit für alle Fälle ein Schriftstück

bereit liege, welches teilnehmenden Freunden darthut, wie ich zum Fürstbischof Heinrich von Breslau gestanden, wie schwer ich mich von ihm losgerissen, welch innige Anhänglichkeit ich ihm treu gewidmet, dankbar bewahrt habe.

Ich fange beim Anfange unserer Bekanntschaft an.

I.

Im Sommer 1844 brachte ich längere Zeit bei den schlesischen Verwandten in Oels zu, um ungestört vom Verkehr und Trubel größerer Städte arbeiten zu können. Letzteres erwies sich zwar auch dort, im kleineren Raume, nicht immer durchführbar, weil mancherlei gesellige Ansprüche unabweislich dazwischen traten. Eine Störung der überraschendsten Art wurde mir auf seltsame Weise zu teil.

In Oels befand sich nur eine katholische Kirche; so beschränkten Raumes, daß der Fremde versucht ward, dieselbe für eine zur Privatandacht erbaute Kapelle zu halten. Es lebten (und leben) soviel ich weiß, nur wenig katholische Einwohner in Oels und für deren kleine Gemeinde genügte das kleine Gotteshaus. Dieses sollte nun in jenen Tagen die hundertjährige Wiederkehr seines Bestehens feiern, und dafür waren von seiten der eifrigen Gemeinde alle Vorkehrungen getroffen, denen sich auch die Nichtkatholiken brüderlich anschlossen. Der unselige Same der Zwietracht war, wenn auch allerdings durch Jesuiten-Missionäre eifrig ausgestreut, in preußisch Schlesien doch damals noch nicht üppig genug aufgegangen, um edlere Gesinnungen zu überwuchern. Der wohlwollende Anteil einer mindestens um drei Vierteile überwiegenden protestantischen Einwohnerschaft that sich schon am 2. Juni,

als am Vorabende des Kirchenfestes deutlich kund, wo beim Empfange und Einzuge des Weihbischofs, Herrn Latussek, die Landstraße bis weit über die Vorstadt hinaus, von Begrüßenden jeglichen Standes und Alters angefüllt war, die ihm herzliches „Willkommen" zuriefen. Man erfreute sich am Anblick derjenigen protestantischen Schüler, welche die Oelsner, sehr belobte, katholische Schule besuchend, sich mit Einwilligung ihrer Eltern dem Zuge angeschlossen hatten und paarweise zwischen den katholischen in kindlicher Eintracht einherzogen. Dies Verhalten der Bevölkerung im allgemeinen machte den Eindruck einer gemeinschaftlichen Feierlichkeit, welche auch nicht durch die geringste Unordnung getrübt wurde.

Am 3. Juni vormittags lockte mich das Gewühl der Gassen vom Schreibtische weg, und ich kam eben zurecht, mich dem gaffenden Schwarme einzureihen, durch welchen der aus der Kirche rückkehrende Priesterzug, den Weihbischof heimgeleitend, sich bewegte. Herr Kanonikus Heinrich Förster hatte die Festpredigt gehalten, wie ich vernahm. Samt allen Umstehenden entblößte ich das Haupt und bemerkte, daß meine achtungsvolle Verneigung dem dermaligen Vertreter fürstbischöflicher Würden, Herrn Weihbischof Latussek auffiel, wozu mein in jener Zeit noch seltener Vollbart Veranlassung bot. Der freundliche Herr schien sich bei den ihm zunächst einherschreitenden Geistlichen nach dem Namen des ihm fremden bärtigen Ungetüms zu erkundigen, und nachdem er diesen vernommen, wendete er sich noch einmal um und nickte mir freundlich zu; so daß einige in meiner Nähe stehende Oelsner mich befragten, ob ich katholisch sei.

Wie ich mich bald darauf mit den Meinigen zum Mittagsmahl begeben wollte, stürzte die gute Köchin Beate (Gott habe die treue etwas verrückte Seele selig), in gewaltigster Aufregung, wie wenn sie das ungeheuerste Ereignis melden sollte, plötzlich herein mit der Nachricht: der Herr Weihbischof sende soeben einen Diener, der mich zum „Diener“ einlade! Die Verwandtschaft des deutschen Mittagessens mit der Bedeutung des französischen dîner's, war ihr so wenig klar, als meine Teilnahme am katholischen Kirchenjubiläum, und sie zeigte sich sehr verwundert durch meinen Bescheid: „ich würde die Ehre haben!“

Kopfschüttelnd verließ sie das Zimmer.

So warf ich mich denn ins Zeug und folgte dem an mich ergangenen Rufe.

Der Bischof hatte die königl. Militär- und Zivil- sowie die herzogl. Braunschweig-Oelsnischen Behörden, und auch die Repräsentanten des Magistrates, die ihn namens der Stadt begrüßt, zu seiner Tafel gezogen, und da saßen Justiz, Regierung, Heer, Beamtete, Deputierte in bunter Mischung zwischen dem Klerus einer andern Kirche, durchdrungen vom Geiste der Eintracht. — Vielerlei Toaste!

Erzpriester Adler aus Groß-Zöllnig, dem nachgerühmt wurde, daß seine Gemeinde die beste, unsträflichste in der Umgegend sei; ein Greis, der sein weißes Haar in Ehren und Freuden trug und rüstig in die Welt schaute, wurde angesprochen mit dem Fürstentums-Gerichts-Präsidenten Kleinow zugleich, von einem geistlichen Herrn, der, indem er auf beider Wohl das Glas erhob, die Absicht kund gab: durch diesen einen Trinkspruch auf zwei Jubilare, dem

Kranze den christliche Liebe und Eintracht hier gewunden, **die schönste Blüte beizufügen!**

— So geschehen vor dreißig Jahren.

Wie möchte solches Fest heutzutage verlaufen? Man darf's nicht denken.

Die Anordner hatten mir zum nächsten Tischnachbar den berühmten Breslauer Domprediger, den Kanzelredner des Jubeltages, Herrn Kanonikus Förster gegönnt, dessen Ruf als ausgezeichneter und freisinniger Kirchenlehrer ihm aus Landeshut vorangegangen war, und ihn auf diesen wichtigen Posten erhoben hatte. Ihn selbst hatte ich noch nicht sprechen, doch viele Vergleiche anstellen gehört, zwischen ihm und seinem einstmaligen Vorgänger, dem verstorbenen Kanonikus Krüger,*) der mich, während meiner Schulzeit oftmals aus unseren Kirchen nach dem „Dom" gezogen, weil sein Vortrag mich durch natürlich-schlichte Art und Weise ungleich mehr fesselte. Krüger war mir unvergeßlich geblieben. Förster, sagte man, solle ihn noch übertreffen. Ich freute mich folglich der unerwarteten Begegnung ausnehmend; fand mich auch sogleich von seinem ansprechenden Wesen aufs höchste ergriffen; wobei allerdings

*) An Krüger bin ich (ein halbes Jahrhundert liegt dazwischen) jüngst recht lebhaft erinnert worden, als mir die Prozeß-Akten wider den, wegen Ermordung seiner Geliebten hingerichteten ungarischen Pferdehändler Tröër zur Ansicht gestattet wurden, und ich in dem dicken Konvolut, voll des leersten, mitunter kaum verständlichen juristischen Formelkrames, ein Blatt entdeckte, dessen Klarheit, rein menschlich-edle Gesinnung, mild-versöhnende Macht, auch durch stilistische Vollendung und tief-psychologische Lichtblicke hervorleuchtete. Dieses war unterzeichnet: Krüger — Beichtvater des „armen Sünders."

mitunter ein unverkennbar sarkastischer Humor sich spöttelnd geltend machte, der zwar die Unterhaltung würzte, nichtsdestoweniger doch, Persönlichkeit, Stellung, Umgebung erwägend, mich einigermaßen überraschte. Nach dieser satirischen Richtung hin begleitete mein vertraulich plaudernder Nachbar denn auch etliche der unvermeidlichen Reden und Toaste, welche vom gutmütigen Weihbischof geduldig hingenommen wurden, mit allerlei mir ins Ohr geflüsterten, teilweis recht scharfen Glossen. Ich gedenke zum Beispiel einer solchen Aeußerung, die mich damals förmlich erschreckte, die mir im späteren Laufe des Verkehrs mit ihm oftmals ins Gedächtnis kam, und deren Wahrheit ich dann einsehen lernte. Sie betraf einen in der ganzen Provinz (wie auch aus früherer Wirksamkeit in Berlin), vielbelobten Priester, dessen Kanzelgaben, gehoben von sonorem Organ, jedesmal wo er sie, und sich durch sie, glänzen ließ, Aufsehen erregt hatten; — obgleich unbefangene Zuhörer nicht umhin konnten bei seinen Deklamationen gewisse, an Wagner den Famulus gerichtete Lehren eines gewissen Dr. Faust in Anwendung zu bringen, vom „Pfarrer der ein Komödiant ist, wie das denn wohl zuzeiten kommen mag!“

Jener gewaltige Rhetor, von Amtswegen am Feste beteiligt, fand sich berufen, der Dankbarkeit Worte zu leihen, die gleichzeitig wohl von sämtlichen Genossen stillschweigend empfunden ward, für einen hochgeachteten Mann, den herzoglichen Forstmeister Bieneck, als den Hauptvertreter katholischer Interessen am Orte, und nebenbei als den unermüdlich-vorsorglichen Ordner ökonomischer Pflichten. Besagter Forstmeister hatte, seinem Berufe im kleinen wie

im großen getreu, nicht versäumt rechtzeitig schon im voraus der Tafelfreuden zu gedenken, unter denen gefiederte Insassen seines grünen Waldreiches nicht fehlen durften. Er hatte Ur= und Birkhähne mit sichern Kugeln im frühesten Frühjahr selbst erlegt, und dieses, dem flachen Lande nicht allzugewöhnliche Wildbret auf dem Eise bewahren lassen bis zum Juni. Kulinarische Kunst hatte die Opfer blinder Liebesbrünste zu wohlgeformten Pasteten verwendet, aus deren gebräunten Rändern ein in schillernden Farben prangendes Federspiel den Beschauer lockend einlud. Daß neben des braven Schützen großen Verdiensten die kleineren nicht vergessen werden durften erschien gerecht, und der Toastausbringer that recht sie zu erwähnen. Jedoch daß er sich, vom feurigen Rebensafte glühend begeistert, hinreißen ließ, sie „hochwürdige" Vögel zu betiteln, brachte auf die Versammlung, uns sparsam verstreute Ketzer nicht aus= genommen, einen störenden Effekt hervor, der sich durch stummes Schweigen kund gab. Mein Nachbar brach dieses Schweigen (freilich nicht laut), indem er mir zuraunte:

„Sie müssen ihn entschuldigen; wenigstens fühlt er, daß die harmlosen Tiere ein „hochwürdig" eher noch ver= dienen denn Er!" — . . . .

Wer hätte damals ahnen können, daß der nämliche Mann, welchem solch hartes, wenn gleich begründetes Ur= teil entschlüpfte, dereinst, nachdem Er den Bischoffitz ein= genommen, diesen nämlichen Verurteilten mit dem Kräglein des Ehrendomherrn schmücken würde? Freilich wohl hatte letzterer seine Intriguen schlau genug angelegt, und das wiederkehrende Vertrauen Seiner Fürstbischöflichen Gnaden durch Heuchelei schmählich getäuscht; was nicht hierher gehört.

Mir war nun die Persönlichkeit Försters in dreistündiger Zwiesprache wert und teuer geworden. Bei der mehrere Monate nachher stattfindenden Einkehr zur Vaterstadt Breslau ließ ich mir angelegen sein, ihn predigen zu hören. Er zeigte sich als das entschiedene Gegenteil vom Pasteten-Hochwürdigen: Wo dieser perorierte, agierte, tragerierte oder säuselte, donnerte, durch gewaltsame Kontraste verblüffte, verhielt sich Kanonikus Heinrich Förster gleichmäßig besonnen, tolerant, vermittelnd, den Geist anregend, das Gefühl erwärmend, eindringlich zum Gemüte redend, frei von jeglicher . . . wenn ich so sagen darf: theologischer Koketterie. Ich hörte ihn öfters (trotz eigentlicher Abneigung wider den mir seit der Kindheit verhaßten, sklavisch aufgedrungenen Kirchenbesuch) mit aufrichtigem Anteil, zugleich mit künstlerischem Interesse an solch schmuckloser, ungeschminkter Darstellungsgabe. Sogar bei kaltem Winter wagte ich, der frostigste aller Erdenwürmer, mich bisweilen auf die „Dominsel" um Ihn zu hören.

Natürlich hatte ich es für meine Schuldigkeit gehalten, dem Herrn Weihbischof Latussek, für dessen gütige Einladung zum Festmahle in Oels, die übliche „Digestionsvisite" in Breslau zu leisten; und dem Kanonikus Balzer aus früheren Jahren bekannt, hatte ich ebenfalls letzteren gelehrten Herrn, vielleicht mehr Philosoph als Priester, aufgesucht, der damals mit Förster in den innigsten religiösen wie freundschaftlichsten Beziehungen stand. Folglich lag es nahe, daß ich mich von jenem auch zu diesem begab, und mich ihm vorstellte, als aufmerksamen Hörer, als welchen er übrigens mich schon von der Kanzel aus entdeckt hatte, — „mit Befremden", wie er versicherte. (Wobei ich be-

merken will, daß ich im langen Leben nie und nirgend einen Menschen gefunden habe, der auf ihm gespendete Lobsprüche so wenig eingegangen wäre, und so gar nichts gethan hätte, sie zu provozieren, wie Er.)

Zwei allerdings geringfügige Ereignisse, die jedoch eine vertraulichere Beziehung zwischen Ihm und mir hervorbrachten, will ich nicht unerwähnt lassen, da dieselben, trotz ihrer scheinbaren Unbedeutendheit, ursprünglich den Grund gelegt haben zu dem, mir bis in die neueste Zeit innig und treu bewahrten, Wohlwollen, dessen Beweise er mir, nach heftigem Zerwürfnisse aus dem Jahre 1846, bei späterem Wiedersehen versöhnend und liebevoll entgegenbrachte.

Ein zufälliges Zusammentreffen hatte uns eines Abends in Balzers Wohnung auf religiöse Gespräche geführt, woraus bald lebhafte Diskussionen entstanden, denen ich natürlich vom theologischen Standpunkte aus nicht gewachsen war, in welche ich mich dennoch kopfüber wagte, zu solchem Erkühnen aufgereizt durch des einen philosophische Objektivität sowohl, wie durch die sichere Ueberzeugung, der andere sei, mit aller Achtung für seine Katholizität, im Grunde doch ein eigentlich „Freisinniger“. Darin sah ich mich aber bald völlig enttäuscht; ich bekam es mit einem scharfen Gegner zu thun. Seine Heftigkeit mag die meinige erregt, und mich wahrscheinlich über die geziemenden Grenzen hinaus verlockt haben. Was ich zusammengeredet, darüber wüßte ich heute keine Rechenschaft mehr abzulegen; dagegen weiß ich mich sicher zu erinnern, daß Förster mit den Worten sich entfernte: „Ich muß an meine Predigt gehen; diesen Pantheisten laß ich bei Dir zurück!“

Balzer nahm das leicht und meinte lachend: „Damit hat er Ihnen doch wohl zu viel gethan!"

Nun fügte sich's wunderlich genug, daß ich am nächsten Sonntage seine Predigt zu hören ging; vielleicht, mir unbewußt, mit unbestimmter Ahnung, dieselbe könne Nachklänge unseres Dreigesprächs enthalten.

Ich behauptete den gewöhnlichen Stand der Kanzel gegenüber, an einen weißen Pfeiler gelehnt, auf welchem sich mein damals noch dunkler Vollbart auffallend hervorhob. Die Rede, offenbar angeregt durch die zu jener Zeit bereits vorspukenden Symptome der oppositionellen christkatholischen Erhebuug, klang über Försters bisher stets innegehaltene Milde bereits hinaus, und stimmte mehrfach kriegerische Töne an; „Wie sie auch heißen mögen die Feinde unserer allein seligmachenden Kirche: Deisten, Atheisten, Pantheisten ..." hier glitt sein Blick den weißen Pfeiler entlang, und traf mich, den er bisher noch nicht bemerkt zu haben schien. Ich neigte ein wenig den Kopf und legte die Hand aufs Herz, wie um zu sagen: „maxima mea culpa". Er verzog den Mund zu unwillkürlichem Lächeln, dessen er nur mit sichtbarer Anstrengung Herr werden mochte, eiferte jedoch sodann desto heftiger wider die Gegner der Kirche fort; heftiger, als ich ihn jemals vernommen, wobei, wie gesagt, die Erregung durch feindselige Angriffe seitens der Gegenpartei nicht unbeachtet bleiben darf.

Unmittelbar nachdem der Prediger seine Kanzel verlassen, verließ ich meinen Standposten am weißen Pfeiler, noch bevor das Haupt-Amt begann. Ich ging die Domstraße entlang auf der rechten, Kanonikus Förster seiner nahe belegenen Kurie zu auf der linken Seite; der Fahr-

damm trennte uns. Erst im Augenblicke, wo er in sein durch einen Kirchendiener ihm geöffnetes Hausthor treten wollte, ward er meiner ansichtig, und winkte mir, ehe die schwer ins Gewicht fallende Thüre ihn meinem Anblick entzog, zu sich herüber. Ich beeilte mich zu gehorchen. Er war im Flur stehn geblieben und lachte mich an: „Mensch, sind Sie des hellen lichten Teufels? Bei einem Haare hätten Sie mich aus der Fassung gebracht!“ — Ich erwiderte: „Wenn ich namentlich aufgerufen werde, muß ich doch „hier“ sagen; laut sprechen während der Predigt darf doch nur der Geistliche; drum hab ich mich pantomimisch gemeldet. Ich bekenne mich willig zu Dem, was Sie Pantheismus nennen und entdecke durchaus keinen Unterschied zwischen Ihnen und mir. Ob wir Gott in der Natur, das heißt in der Welt suchen, wie ich es thue? oder ob außerhalb der Welt, wie Sie es thun? ... Finden, um ihn mit Händen zu greifen und mit Sinnen zu begreifen, werden wir ihn, fürcht ich, alle beide nicht!“

— „Hier im Hausflur zieht's gewaltig“ sprach er; „kommen Sie einen Augenblick mit mir hinauf!“ ....

Hatte ich sein Wohlwollen durch diese Szene nicht verloren, so gewann ich's bald nachher durch einen Auftritt anderer Art desto entschiedener. Wie schon erwähnt, waren jene religiösen Streitigkeiten eben in erster gewaltsamer Gährung, unter welcher zwar schon die Keime zum achtundvierziger März-Ausbruch schwollen, welche sich aber fürs erste noch hinter christliche Kontroversen (wahrlich dem Gebote Christi: „Liebet Euch unter einander“ feindseligst zuwider) versteckten. Es ließ sich nicht verkennen, daß die unselige Triersche Rockverehrung viele, sonst ganz ruhige

Menschen aufsässig gemacht, und gerechten Zorn gegen solch unheiligen Schwindel mit Reliquien-Spekulationen erzeugt hatte. Mochte der jüngst aufgetauchte Reformator ein noch so unbedeutender Mensch, mochten seine Anhänger und Anhängerinnen mitunter noch so zweideutige Personen sein, ... ableugnen ließ sich die Gefahr, die Bischof Arnoldi über die katholische Kirche heraufbeschworen, keineswegs, und Heinrich Förster verhehlte sich dieselbe nicht. Schon damals verleitete ihn der angelernte, eingeschulte esprit de corps zu scheinbaren Widersprüchen mit seinen innersten Ansichten und Gefühlen. Ich sage wohlbedacht: „scheinbaren" — denn er ist eine total sanguinische Natur, und kann, wirksam beeinflußt, gar leicht zu Uebertreibungen verlockt werden, die seinem innersten Wesen, dem eigentlichen Kern seines redlichen Gemütes fremd bleiben, unter deren Macht er trotzdem handelt, und dabei des festen Glaubens verharrt, er folge seiner momentanen Ueberzeugung. So hatte er denn auch in dieser bedenklichen Krisis nicht versäumt, dem reichkatholischen schlesischen Adel ein donnerndes: „Zu den Waffen, der Feind ist im Lager!" von seiner Kanzel ins Gewissen zu schleudern. Er hatte die (seit Schimonskis Interregnum) in kirchliche Indolenz eingeschläferte hohe Aristokratie am point d'honneur zu packen verstanden, unbekümmert darum, daß jene von ihm angefochtene „katholische Indolenz und Apathie" zugleich menschlich-christliche Toleranz gewesen sei; daß sie allmählich den lange nachwuchernden Parteihaß beschwichtigt und schroffe Trennungen ausgleichend verschmolzen habe. Sein Eifer gerade mußte um so heftiger herausfordern, als er von dem Manne ausging, der bisher zu den Refor-

matoren des schroffen, einseitigen Ultraromanismus gezählt worden war. Erbitterte, oft höchst ungerechte Streitschriften konnten unmöglich ausbleiben, und wurden sogar wider des Mannes unbestreitbare, sonst unbestrittene Rednergabe, gegen seine überall an den Tag gelegte Humanität gerichtet; wie ja leider in solchen Zeiten hüben und drüben das Kind mit dem Bade verschüttet wird. Wenn er sich auf der Straße zeigte, bekam er nicht selten Schimpfwörter zu hören, die hinter ihm hergerufen wurden. Während dieser Epoche begegneten wir uns einmal quer über den Marktplatz gehend, und er sprach mich an, eine Aeußerung wiederholend, welche ich über kirchliche Zerwürfnisse gethan haben sollte, in deren Authentizität er jedoch Zweifel setzte, obgleich Gräfin Pr. ihm dieselbe als echt verbürgt habe.

„Weshalb zweifeln Sie daran?"

„Weil sie durchaus nicht pantheistisch klingt."

„O, wie ungerecht! Halten Sie mich für gar so eitel verrannt in meine Ansichten, daß ich keine Achtung haben sollte für den Glauben anderer? Mein Wunsch geht dahin, daß jeder Mensch für seine Begriffe und Gefühle in Religionssachen vollkommene Freiheit behielte; daß jeder Gott auf seine Weise, nach seines Herzens Bedürfnis ehren dürfe; doch ohne daß aus jeglicher Abweichung von gewissen Dogmen und Lehrartikeln Zänkereien entstünden, die so leicht in Persönlichkeiten ausarten. Nur aus diesem Gesichtspunkte hat Ihr Pantheist in animierten geselligen Diskussionen Partei genommen für die katholische Kirche, wahrlich nicht für Herrn Arnoldi und dessen heiligen Rock; ebensowenig wie ich in Abrede stellen kann, daß die Schuld des gegenwärtigen Skandals an Denen liegt,

die ihn durch diesen Unsinn veranlaßt haben . . . was mich zuletzt doch nicht hindert, den cynischen Ton zu mißbilligen, den man jetzt anstimmt, u. s. w."

Wir plauderten lange, ohne zu bemerken, wie sich unterdessen, nach echt breslauischer neugieriger Gafferweise, ein Kreis von Lauschern gesammelt, deren einige sehr geneigt schienen, uns zur Zielscheibe ihres Hohnes, wo nicht ihrer im Kotschleudern erprobten Geschicklichkeit zu machen. Die Edlen hatten den mißliebigen Kanonikus erkannt.

„Wenn sie keine Neigung spüren, die gemeinsten Invektiven an meiner Seite in Empfang zu nehmen, dann trennen Sie sich rasch von mir und überlassen Sie mich meinem Schicksal; ich werde den Weg nach Hause antreten und alles über mich ergehen lassen."

„Nein, so feig bin ich nicht. Erlauben Sie mir vielmehr, daß ich Ihnen meinen Arm anbieten darf, und daß ich Sie bis an die Pforte Ihrer Kurie geleite. Was über Sie verhängt zu teilen, halte ich für eine Ehre."

Ohne auf seine Ablehnung zu achten drang ich mich ihm auf und führte ihn mitten durch das Häuflein gaffender Bummler, die nicht recht wußten ob sie uns angreifen, ob sie uns Raum geben sollten? Ehe sie noch zu einem Entschlusse gelangten, befanden wir uns schon außer ihrem Bereiche, und gingen unter dem Schutze anständiger Stadtbevölkerung die Albrechtsstraße entlang, über die Sandbrücke nach dem Dome.

Es zeigte sich nachher, daß er diesen, an sich geringfügigen, Beweis meiner Anhänglichkeit für seine Person herzlich aufgenommen, und er gab mir das vielfach deutlich kund.

Doch daneben stand schon der boshafte Dämon, der sich's zum Vergnügen macht, mit scharfen Scheren zu trennen, was wohlwollende Gesinnung dauernd vereinigen möchte. Diesmal hatte der heimtückische Bengel die kokette Maske des heidnischen Götzen Hymen angethan, und wußte die ihm gehörige Fest-Fackel als eine schwefelblaue Brandfackel zu benützen, womit er viel Skandal verrichtete. Den ledigen Fürstbischofstuhl hatte, nach langwierigen Unterhandlungen, endlich ein Priester eingenommen, der, um solche Würde auch nach außen hin zu repräsentieren ganz geeignet war, aber hier im Lande fremd, das Bedürfnis empfand, sich auf einen zuverlässigen Vertrauten zu stützen. Als solchen hatte er den Kanonikus Förster ausersehen und dabei eine gute Wahl getroffen. Nun wollte das Geschick gerade in jener Epoche, die für den neuen Kirchenfürsten ohnehin bedenklich und schwierig genug wurde, durch die wider den Klerus gerichteten Unruhen, daß zur selbigen Zeit die zweite Vermählung eines in Scheidung von der ersten Gemahlin begriffenen vornehmen Herrn betrieben werden sollte, was begreiflicherweise von seiten der Kirche gemißbilligt, dennoch nicht ohne den Schimmer einiger Hoffnung blieb, weil der Betreffende für einen Hauptführer des katholischen Adels geltend, sich als solcher beim Empfange Diepenbrocks erwiesen und des edlen, gefühlvollen, wenn gleich etwas stolzen Hohen-Priesters freundschaftliche Verehrung rasch gewonnen hatte. Ich, so ziemlich eingeweiht in jene Verhältnisse, nahm Gelegenheit mit Förster darüber zu sprechen, und ihn zu bitten, er möge seinen Einfluß anwenden, daß ein zufriedenstellender Ausweg zur Umgehung vielfältiger Hemmnisse gefunden werde.

Da kam ich jedoch schlecht an. Mit einer von Zorn beseelten Heftigkeit erklärte sich der sonst so nachgiebige Freund als erbitterter Gegner dieser ihm ans Herz gelegten Bitte. Sollten, rief er drohend, was ich zwar bezweifle, Seine Fürstbischöflichen Gnaden Sich von angeborener Herzensgüte verleiten lassen nachgiebig zu sein, dann will ich, darauf geb ich Ihnen mein heiliges Wort, alles thun was nur in meinen Kräften steht, ihn zur strengsten Ausübung seiner Pflichten und Rechte anzuspornen! Das mögen Sie Denen, für welche Sie hier zu wirken suchten, in meinem Namen vermelden! —

Gedemütiget, und, ich darf's nicht leugnen, auch grollend, zog ich mich zurück. Die Freundschaft zwischen dem Domprediger Kanonikus Förster und dem armen Vagabunden war aus; wie ich wähnte für immer. Bald darauf schied ich aus der Vaterstadt.

II.

Eine Reihe von Jahren waren vergangen. Mittlerweile hatte Förster den durch Diepenbrocks Tod erledigten hochwichtigen Platz eingenommen. Ja, er hatte sich bereitwillig gezeigt, nach dem Ableben der geschiedenen Gemahlin, jenem zweiten von ihm einst so energisch perhorreszierten Ehebündnisse die priesterliche Weihe in selbsteigener Schloßkapelle Johannesbergs (Oester.-Schlesien) zu spenden. Alles um ihn her atmete Frieden und Ruhe. Die Umtriebe der Deutsch-Katholiken machten kein Aufsehen mehr. Von Gehässigkeiten verschiedener Konfessionen hörte man wenig . . . die bei gemischten Ehen geforderten, bisweilen verweigerten „Reverse“ etwa ausgenommen. Ich hatte mich

gleichwohl nicht entschließen können, mich während kurzen Aufenthaltes in Breslau ihm vorzustellen. Wäre er noch Kanzelredner geblieben, dann würde ich nicht versäumt haben, ihn wieder einmal zu hören. In seine Residenz mich einzudrängen spürte ich keine Neigung, obgleich man mir hier und da mitteilte, er habe sich angelegentlich und teilnehmend nach dem Inhalt und der Richtung meiner, auf jener letzten „Kunstreise" öffentlich gehaltenen Vorträge erkundigt. Es war ja möglich, daß er mir noch von der Trennungsstunde her grollte; um so möglicher, weil ich selbst mich noch nicht ganz frei fand von einiger Bitterkeit.

Längst saß ich wieder in Gräz; schmierte Bücher über Bücher zusammen, sah die Enkel heranwachsen, verkehrte mit wenigen auserlesenen Gönnern und Freunden, lebte übrigens mein stilles, zurückgezogenes, fleißiges Leben hin, erfrischt durch mancherlei Grüße aus der Ferne . . . da, höchst unerwartet, stellte sich unter diesen Grüßen zum Geschenk aus der schlesischen Heimat ein, die anmutig geschriebene Monographie der heiligen Hedwig. Der Verfasser dieses aus guten zuverlässigen Materialien errichteten Ehrendenkmals, Herr Augustin Knoblich, gab sich mir kund als ein im Fürstbischöflichen Vikariats-Amte thätiger Priester, als wohlwollender Landsmann, als Leser meines Romanes „Christian Lammfell", und zugleich als warmer Anhänger des von ihm hochverehrten Fürstbischofs Heinrich von Breslau. Sein Buch, wie es viele heimatliche Anklänge und sogar lokale Erinnerungen (z. B. die Einweihung des „Hedwig-Brunnens" in Obernigk 1822) erweckte, frischte nicht minder das Bild des damaligen Dompredigers, jetzigen Kirchenfürsten in meinem Angedenken lebhaft wieder

auf, und ich ergriff mit wahrer Freude die mir von Herrn Knoblich gegebene Andeutung: ich möchte doch seinem hochwürdigsten Gebieter ein Exemplar eben jenes „Pater Christel" übersenden, zu dessen Beförderung er (der Briefschreiber) sich gern erbiete. Er fügte die Versicherung bei: Seine Fürstl. Gnaden spräche öfters mit Herzlichkeit von mir, und würde solchen Beweis meiner Verehrung gewiß nicht verschmähen. Natürlich begleitete ich diese Sendung mit allerlei anderen Beigaben und mit einer, den Verhältnissen entsprechenden Epistel, deren Inhalt ich zwar vergessen habe, von der ich aber bestimmt weiß, daß sie auch nicht die leiseste Anspielung enthielt, auf den vor nun fast zwanzig Jahren zwischen uns eingetretenen Bruch und dessen Thatsachen. Welche Aufnahme mein Schreiben gefunden, möge des Empfängers umgehende Beantwortung darthun:

Breslau, d. 10. April 1863.

„Sie haben nicht recht gethan, daß Sie auf Ihrem Siegeszuge durch das alte Schlesierland zweimal an meinem Hause vorübergegangen sind; einmal da Sie in Breslau, und dann da Sie in Landeck, so recht in der Nähe von Schloß Johannesberg waren. Hätten Sie mich damals besucht, so würde Ihnen für eine Aeußerung, die Sie einst über Diepenbrock gethan*), schon damals die Buße auferlegt worden sein, sein Lebensbild**) zu lesen. Nun sind Sie dieser Pönitenz doch nicht entgangen, und daß Sie dieselbe geübt, und mit Freudig-

*) Bezieht sich auf D.'s ersten Hirtenbrief, gegen welchen ich mir einige Einwendungen zu machen erlaubt hatte.

**) Aus Försters Feder. K. hatte mir's mitgeschickt.

keit, mit Rührung geübt, beweiset mir von neuem, was ich schon aus Ihrem Christian Lammfell wußte, und auch aus anderen Zeichen Ihres Lebens und Ihren Schriften erkannt habe: daß Sie ein katholisches Herz haben. Entsetzen Sie — ich bitte — sich nicht über eine solche Anschuldigung; am wenigsten halten Sie dieselbe für ein Attentat auf Ihren Protestantismus! Aber ich denke, wenn Sie die Einladung der Marie Margarete,*) Franziskaner zu werden, in Geduld haben an sich ergehen lassen, werden Sie auch die Verdächtigung, daß Sie ein katholisches Herz haben, nachsichtsvoll ertragen. Uebrigens scheine ich mit meiner Meinung nicht allein zu stehen, wie schon der Umstand beweiset, daß sämtliche katholische Männer- und Frauen-Vereine in Gräz Sie gern in das poetische Joch spannen. Ihren Prolog fürs Borromäum habe ich mit Erbauung, Ihre Märzveilchen für Jean Paul mit Interesse gelesen. Für Ihren Christian Lammfell empfangen Sie meinen herzlichsten Dank. Gelesen hab ich ihn seit langem, jetzt soll er mir ein recht liebes Andenken an seinen Verfasser sein. Zu besonderem Nachdenken haben mich die Briefe der Marie Margarete genötigt. Wie man diese unglückliche Person mit ihrem kranken Mystizismus, der schon so viele rätselhafte Erscheinungen erzeugt hat, immer beurteilen möge . . . ein gewöhnliches Weib ist sie nicht, und ohne Geist und Originalität sind ihre

*) Unter den mancherlei Blättern, welche ich meinem Paket beigelegt, hatten sich auch Zuschriften einer bis zum Fanatismus aufgeregten Schwärmerin befunden, die mir in Wahrheit solche sonderbare Zumutung machte.

Briefe nicht geschrieben. Ich möchte wohl wissen, was aus ihr geworden ist?

Besonders erfreut hat mich Ihre Erinnerung an Eichendorff, und die Art wie Sie seiner gedenken. Ach ja, das war ein edler, herrlicher Mensch; einfach still, bescheiden und dabei innerlich so reich, so tief, so warm und innig, und in seinem siebzigsten Jahre das Herz des Jünglings in ungeschwächter Frische. Er kam zu mir im Herbste 1856, als er von Berlin nach Neiße gezogen war zu seiner Tochter. Wir kannten uns wohl, aber gesehen hatten wir uns noch nicht. Es brauchte auch nur eine halbe Stunde und wir waren alte Bekannte. Darum schickte ich ihn am selben Tage nach Neiße zurück, damit er des anderen Tages mit Sack und Pack käme und sich häuslich bei mir niederließe. Das waren recht liebe Wochen. Im folgenden Jahre kam er zeitlicher nach Johannesberg und blieb über sechs Wochen. Als wir schieden, machten wir zuvor noch aus, daß er künftig in jedem Jahre so lange in Johannesberg verweile, als ich dort sei. Gott hatte es anders beschlossen — schon am 25. November erhielt ich die Todesnachricht. Den Ort auf dem schönen Plateau des Schlosses, wo er im Schatten der Bäume täglich oft viele Stunden lang sich selbst gehörend saß, und wo wir auch oft miteinander plauderten und uns austauschten, bezeichnet jetzt ein kleiner Marmorwürfel mit der Inschrift: Eichendorffs Ruh.

So ist mir Eichendorff vorübergegangen, eine flüchtige aber teure und unvergeßliche Erscheinung in meinem vielbewegten Leben . . . und so, lieber Holtei,

geht alles vorüber . . . auch wir; und wie bald vielleicht. Sorgen wir dafür, daß unser Scheiden, Aufgang, Heimgang sei ins Vaterhaus zu jenen Immerglücklichen, die, wie Ihr Jean Paul sagt: was sie haben in ewigen Händen halten, und was sie lieben an eine ewige Brust drücken.

Gottes heiliger Segen sei mit Ihnen und den Ihrigen! Ich verbleibe

Ihr

Heinrich."

Dieses herzliche Schreiben berechtigte mich, bei bald nachher wieder unternommener Fahrt nach Schlesien, kaum in Breslau angelangt, die Fürstbischöfliche Residenz aufzusuchen, und als ob niemals von einem Mißverständnisse die Rede gewesen sei, wurde ich mit vollständiger Unbefangenheit aufgenommen. Eine Stunde genügte, das frühere zutrauliche Begegnen wieder herzustellen; der Spannung vergangener Jahre ward mit keinem Worte gedacht. Ich setze voraus, sagte der Herr des Hauses, daß Ihnen mit Einladungen zu großen Diners, wie die meiner Stellung obliegende Pflicht der Repräsentation mir dergleichen aufzwingt, eben so wenig gedient ist, als mir selbst, und daß Sie eine ungestörte Plauderstunde vorziehen. Zu solcher kann ich, von Geschäften überhäuft, nur die eine für sicher verbürgen, wo ich das Mittagsmahl einnehme. Wollen Sie dieses, einfach bürgerlich, mit mir teilen, so sind Sie mir einen Tag wie den andern um 2 Uhr willkommen; je öfter, desto lieber. Sie finden dann außer meinem Sekretär keine Tisch-Gesellschaft; höchstens hin und wieder einen Priester aus der Provinz, der sich

vielleicht eben bei mir gemeldet hat. Invitationen zu großen, offiziellen Diners will ich nicht versäumen auch an Sie zu erlassen, und stelle in Ihr Belieben davon Gebrauch zu machen, wenn's Ihnen gerade einmal zusagt. Aber die erstere Aufforderung dürfen Sie nicht verschmähen.

Da hab ich denn vom Frühjahr 1863 ab, bis zum Frühjahr 1872 selten eine Woche vorüber gehen lassen, ohne von dem großmütigen Anerbieten (wenn er und ich in Breslau anwesend waren) mehrmals Gebrauch zu machen. Die Besorgnis dadurch den Ruf eines Schmarotzers auf mich zu laden, durfte ich mit gutem Gewissen zurückweisen. Denn wenn ich als thätiger Teilnehmer am Genusse wohlbereiteter, einfacher Speisen allerdings zum Empfänger wurde, gewann ich andrerseits auch das Recht, als belebendes Element des Gespräches, des erheiternden Ideen-Tausches zum Geber zu werden, manche düstere Wolke von der Stirn des vielseitig gequälten, oft recht niedergebeugten Kirchenfürsten verscheuchen zu helfen. Er hatte kein Hehl zu gestehen, wie wohlthuend mein, bisweilen sehr unbedeutendes Geschwätz auf ihn wirkte; wiederholte auch jedesmal, wenn Schlag 3 Uhr die kleine Tafel aufgehoben wurde, seine dringende Aufforderung zu baldiger Wiederkehr, so daß mich niemals ein Vorwurf der Zudringlichkeit berühren konnte. Auch Aeußerungen freierer Aufrichtigkeit brauchte ich in unvermeidlichen Diskussionen, die sich unbewußt auf kirchliches und religiöses Gebiet verirren wollten, niemals zu unterdrücken. Ohne jegliche Spur engherziger Empfindlichkeit gönnte er mir vollständige Offenheit; höchstens erwiederte er, achselzuckend, mit stummem dennoch vielsagendem

Lächeln, welches genügte, mich zu erinnern wo ich mich befand, und zurückzuhalten, vorzüglich in Gegenwart fremder Zeugen, was mir etwa noch hätte entschlüpfen wollen. Nur ausnahmsweise ist es mir wenige Male geschehen, daß ich mir, um schlesisch zu reden: „das Maul verbrannte“, wozu jedesmal die Verlockung von einem der Herren Sekretäre ausging, deren ich im Laufe der Zeit ihrer vier oder fünf um seine Person wechseln sah, mit denen ich mich auch äußerlich ganz prächtig vertrug, die sich recht kordial zu mir zeigten, aus deren jugendlichen Eifer nichtsdestoweniger bisweilen Funken hervorblitzten, die eine in ihrem Innern waltende, nur durch ihres Gebieters mir zugewendete freundschaftliche Gesinnung beschwichtigte Unduldsamkeit verrieten. Was den letzteren selbst betrifft, müßte ich lügen wie ein undankbarer Verleumder, wollt ich nicht hervorheben, daß er die ihm einwohnende Humanität, Gerechtigkeit, Toleranz niemals verleugnete; auch in kirchlichen Streitfragen nicht. Er blieb immer unveränderlich der milde, wohlwollende, für jegliches Zeichen von Anhänglichkeit erkenntliche Freund.

Ein Beispiel für Tausende!

Das Zerwürfnis zwischen ihm und Balzer, den ich ja noch als seinen vertrautesten Gesinnungsgenossen dereinst gekannt, datierte nun schon aus den Tagen, wo Kardinal Diepenbrock den Krummstab über die große weitverbreitete Diözese geführt, war aber, nachdem Heinrich Förster die glänzende, nicht minder schwer drückende Erbschaft angetreten hatte, nach kurzer, nur scheinbar versöhnender Ausgleichung aufs neue ein schroffes, unheilbares geworden. Ich befand mich in Verlegenheit, wie ich meines Herzens Pflichten

gegen Fürstbischof Heinrich vereinigen könnte mit der Hochachtung und unveränderlich bewahrten Gesinnung für den, gleichsam in Bann verfallenen Domherrn Balzer. In solchen Verlegenheiten bleibt rückhaltlose Aufrichtigkeit immer das beste. Deshalb raffte ich mein bischen Mut zusammen und sprach: Fürstbischöfliche Gnaden wird unbezweifelt, — denn an Zwischenträgern fehlt es ja nie und nirgend, — zu Gehör gebracht werden, daß ich dem Konsistorialrat Professor Balzer meine Aufwartung gemacht, auch Gegenbesuche von ihm empfangen habe, zu seinen Abendgesellschaften eingeladen worden bin, und jene Berichterstatter werden nicht ermangeln mich als „zweideutigen Doppelzüngler“ zu schildern. Sagen Sie mir, wie ich mich künftig benehmen soll? Ich darf nicht leugnen, daß ich Balzer für einen edlen, geistreichen, gelehrten Mann halte und als solchen ehre und liebe! —

Der erste Eindruck, den diese Eröffnung hervorbrachte, war entschieden kein günstiger. Es bedurfte einiger Sekunden der Sammlung, bis ich die Antwort empfing: „Balzer hat sich gegen mich nicht ehrlich benommen; hat seine Versprechungen, die er mir bei unsrer Ausgleichung machte, nicht erfüllt; hat nicht aufgehört . . . und so weiter. Mir blieb in meiner Stellung nichts übrig; der Bruch mußte unausbleiblich erfolgen. Ich mußte ihm weh thun, und mir ebenfalls. Aber bei alldem groll ich ihm nicht. Seine Vorzüge und guten Eigenschaften werd ich stets anerkennen. Er ist vielfach bekümmert, mag trübe Stunden haben. Ich gönn ihm von ganzer Seele Zerstreuung. Ja, besuchen Sie ihn ohne Rücksicht auf mich! Sie gewähren mir dadurch auch eine Freude!“

Als ich diese Antwort demjenigen, den sie betraf, mitteilte, schüttelte dieser ungläubig den Kopf und sagte: „das hätt ich nicht erwartet!"

Solcher Vorkommnisse wären viele und verschiedenartige zu erwähnen, wobei nicht behauptet werden will, daß nicht auch mancherlei Anstöße vorgetreten wären, die sich minder leicht und glatt beseitigen ließen. Und wie hätten dergleichen fehlen sollen, im fortgesetzten Verkehre zweier Männer in unsern Jahren, von denen der eine die Stellung eines katholischen Kirchenfürsten, des Widerspruches nicht gewohnt, inne hatte, und dieselbe im Vollgefühl seiner hohen Würde ausfüllte, . . . der andere dagegen, ein Mensch meines Schlages, und nebenbei unfähig war, sich zu verstellen oder mit Stillschweigen zu umgehen, was Weltkluge zu berühren vermieden haben würden. Es fehlte, — Dank den römischen Einleitungen zum großen Plane, schon damals nicht an Vorzeichen schwerer Wetter. Meine Position wurde bisweilen recht bedenklich, und der „vertraute Tischgenoß" saß bei Tafel nicht immer auf Rosen; wenigstens nicht auf dornenlosen. Hätte mein Gönner auch nur im mindesten die Absicht verraten, mich zu „convertieren" (denn darauf lief es nach der sogenannten „öffentlichen Meinung", dieser verächtlichsten sämtlicher Erdenmächte hinaus), oh dann würde ich freieres Feld gehabt haben; denn aus seinen Bestrebungen würden Kontroversen entstanden sein, wir hätten disputieren können, ich hätte mich meiner Ketzerhaut wehren dürfen, ohne Furcht vorlaut gescholten zu werden. Dazu gab es aber auch nicht die leiseste Veranlassung. Im Gegenteil: Bischof Heinrich äußerte sich im allgemeinen (wider persönliche Ausnahmen will ich nicht streiten, doch

blieben solche auf sehr wenige beschränkt), keineswegs günstig über gewisse Acquisitionen seiner Kirche in diesem Gebiete; erschwerte sogar, in mehreren mir bekannt gewordenen Fällen, die Annäherung gläubig sein wollender Aspiranten, hauptsächlich weiblicher, deren Ueberschwenglichkeiten er nur sehr zweifelhaft beurteilte. Sobald unsere Zwiegespräche, — seinen Arbeitslasten etwa ein ruhiges Stündchen vor Tafel abgewonnen, — dieses Thema nur streiften, gab er aufs deutlichste zu erkennen, daß er in dem hier und da sichtbar werdenden Bestreben, gewandte Schriftsteller fürs Interesse der allein seligmachenden Kirche zu gewinnen, und sie als Kampfhähne zu benützen, einen, der ihm heiligsten Sache unwürdigen, Irrtum erblicke. Ebenso darf ich mir nachrühmen, daß ich stets objektiv genug geblieben bin, verehrend anzuerkennen, was er, allerdings in *seinem* Sinne, an großartigen Opfern leistete, und mich mit Herz und Mund auf seine Seite zu stellen, wenn engherzige Intoleranz sich beeiferte, den Wert dieser seiner wahrhaft fürstlichen Munifizenz, worin er all seine Vorgänger hoch überbot, anzufechten, anstatt sie unparteiisch und gerecht zu würdigen; eine Beeiferung, in welcher sogenannte protestantische Christen bisweilen den unglaublichsten Unsinn entwickelten. Hätte der katholische Bischof etwa lutherische Stiftungen, Schulen, Erziehungsanstalten, errichten, hätte er lutherische Kirchen und Pfarrhäuser erbauen? Hätte er die Ueberschüsse seiner — erst durch ihn und seine weise, sparsame Bewirtschaftung der Herrschaft Johannesberg so bedeutend gewordenen — Einnahmen, etwa für akatholische Zwecke verwenden sollen? Fast schien es bisweilen, als mute man ihm dergleichen zu. Von dem albernen Gefasel, was bei dergleichen Sachen

zutage kommt, macht sich niemand einen Begriff, der's nicht mit angehört hat. Die Wohlthätigkeit des Bischofs war stadt- und landkundig, er setzte ihr auch keine Grenzen in Beziehung auf konfessionelle Beschränkungen, denn er gab gern, freudig mit vollen Händen, ohne lange zu fragen, und wurde natürlich gar oft schändlich gemißbraucht, mit Undank und Verleumdung belohnt. Unter den Unzähligen welche durch meine Verwendung von ihm „ziehen" wollten . . . . Unzählige hab ich geschrieben, und nicht zu viel gesagt; von wem bekannt wird, daß er das Wohlwollen eines hervorragenden und einflußreichen Mannes genießt, der mag sich nur immer auf die unverschämtesten Ansprüche an eine Vermittelung gefaßt machen, und sich mit Vorsicht waffnen, was ich leider nicht zu thun verstehe, weil ich mich allzu leicht beschwatzen lasse . . . Also, ich erinnere mich, daß ein ehemaliger Oberkellner des von mir bewohnten Hotels, ein übrigens ganz verständiger auch vorwurfsfreier Mensch, durch vorgeschrittenes Alter und Kränklichkeit unfähig sein angreifendes Metier ferner zu versehen, sich an mich wendete: er habe den Herrn Fürstbischof einigemale auf Besuch bei mir gefunden, und da er nun von der Vakanz irgend eines kleinen quasi-Ruhepostens auf dem Dome Kunde erhalten, so möchte ich doch meine Fürsprache daran setzen, daß solches Asyl ihm zu teil werde." Ich ging auf diesen Wunsch ein; das Gesuch wurde günstig aufgenommen: Der Petent solle sich zu näherer Prüfung vorstellen.

Wenige Tage nachher stürzte jenes Mannes Frau in mein Zimmer, sich bitter beschwerend, man habe sie schnöde zurückgewiesen. Ich forschte nach näheren Umständen des

Vorganges und hörte mit Erstaunen, daß die natürlich zuerst an ihren Gatten gerichtete Frage dessen Konfession betreffend mit einem entschiedenen „lutherisch“ beantwortet worden sei. Ja, schrie ich auf: seid ihr denn nicht katholisch? Das könnte mir fehlen, erwiderte die Dame — daß ich sie zur Thüre hinausgeworfen, hoffe ich, soweit mein Gedächtnis reicht, ableugnen zu können; doch daß ich ihr einige „dumme Gänse“, „Schafsköpfe“, und „Rindviecher“, zu eigner Verwendung, so wie zu der ihres Herrn Gemahls, mit auf den Weg gegeben, will ich nicht leugnen, würde mir ja doch niemand glauben, wenn ich's nicht eingestände. —

Einen ganz besondern bittern Beigeschmack erhielten unsere Gespräche bei Tafel von den unvermeidlichen Reibungen zwischen Regierung und Dom-Vikariat, die aus dem Neubau der großen Michaelis-Kirche hervorgingen. Bischof Heinrich wollte die Periode seiner Bistums-Herrschaft durch dieses grandiose Monument bezeichnet wissen, an dessen Förderung er mit ganzer Seele hing; um so feuriger, um so begeisterter, je wärmer die Liebe, das Verständnis für bildende Künste von jeher in ihm gelebt und gewaltet. Kein Majoratsstifter kann lebhafter aufgehen in vollständiger Hingebung für das Werk, welches dem künftigen Erben, dem Träger seines Namens hinterlassen werden soll, als dieser kinderlose Priester dem steinernen Kinde seiner Andacht zuwendete. Er wähnte auf teilnehmendes Entgegenkommen von allen Seiten rechnen zu dürfen, um so sicherer je höher die Summen sich beliefen, die er darauf verschwendete, darf man's nennen, die er gewissermassen von außerhalb ins Land zog, und die der Stadt Breslau viel-

fach zugute kamen. Wer hätte ihn denn hindern können die reichen Einnahmen der innerhalb Oesterreichs Grenzen belegenen Herrschaft Johannesberg, für ähnliche Zwecke jenseits unter die Leute zu bringen. Was dort böses Blut machte und manche vielleicht nicht unbegründete Beschwerde hervorrief, hätte ihm doch wenigstens hier Dank eintragen müssen, sollte man meinen? Es geschah gerade das Gegenteil: Er trug nur Verdrießlichkeiten davon, mannigfachen Aerger; ja, er hatte mancherlei Ungerechtigkeiten zu erdulden; auf die einem Nichtjuristen, gleich mir, wohl verstattet ist, das alte Wort: „Summum jus, summa injuria" anzuwenden.

In Einzelheiten mich dabei zu verlieren ist hier kein Raum, auch fehlt es mir an Fachkenntnis für solche Gegenstände. Die Erwähnung derselben beabsichtigte nur, mir den Uebergang zu erleichtern, wenn ich gestehen werde, wie von tage zutage mein geselliger Verkehr mit dem „Dome" schwieriger und bedenklicher wurde; in welche Konflikte die aufrichtige Anhänglichkeit an des Bischofs Person mich mit andern ihm fernstehenden Gönnern, Freunden, Bekannten verwickelte, so daß förmliche Zerwürfnisse entstanden, wenn ich (mag sein parteiischerweise) seine Partei mit Heftigkeit ergriff.

Ein Beispiel:

Von den beiden im Plane entworfenen Türmen, war der zweite, nachdem der erste glücklich vollendet, mitten im Bau, plötzlich eingestürzt. Ein technischer Mißgriff bei allzu gewagter Konstruktion desselben soll den genialen Architekten verführt haben. Darüber schienen alle Sachverständigen einig. Bischof Heinrich zeigte bei

diesem die ganze Stadt erschreckenden, von jedwedem anständigen Menschen beklagten Ereignisse, den heitersten Gleichmut; ja ich möchte sagen, eine beruhigende Freude, daß es „so gnädig vorüber gegangen und daß niemand beschädiget worden sei!“ „Das übrige,“ meinte er, „ist Nebensache, den Verlust an Zeit und Geld will ich geduldig tragen.“ Ohne Ahnung, welchen Anlaß zu Nebenbuhlerschaften, Uebelnehmereien dadurch gegeben werden könnte, berief er den Baumeister Schmidt aus Wien, den erprobten, siegreich gekrönten Regenerator des alten Stephansturms, damit dieser ausgezeichnete Meister als Ratgeber und endgiltiger Beurteiler des hiesigen Wiederaufbaus walten möge. Das war in ein Wespennest gestochen. Es erhob sich ein zorniges Brummen und Summen; verletzte Eitelkeit brachte viele scharfe Stachel in Bewegung; deren manche dann wohl auch haften geblieben sind, um schädliche Nachwirkungen zu äußern. Mit einem Worte: der Wiederaufbau des eingestürzten Turmes wurde nach langen Hin- und Herschreibereien von der Behörde untersagt; trotz vorher erfolgter durch städtische und Regierungs-Baubehörden sanktionierter Zustimmung, über die Beschaffenheit des für solchen Zweck geeigneten Grund und Bodens; trotz, bei zufälliger Anwesenheit des Ministers in Breslau, von diesem, nach eigener Anschauung mündlich verheißener Zusage. Das Endurteil, bei welchem, wie man vernahm die Sachverständigen des Ministeriums den Ausschlag gegeben, lautete ganz einfach: der projektierte, im Anschlage bereits mit begriffene, folglich bewilligte zweite Turm, darf nicht aufgerichtet werden, weil sich gezeigt hat, daß es diesem Platze an hinreichendem Fundamente fehlt, die schwere Last zu

tragen! — So war denn durch ein Wort das Ideal, dessen Ausführung den Bischof mit Hoffnungen beseelt, ihm seit langen Jahren im Geiste vorgeschwebt hatte, grausam verstümmelt. Wer jemals im Leben ein edles, ihn erhebendes Ziel, mag's nun größer oder kleiner gewesen sein, so recht ausdauernd erstrebt, mit vielen Opfern errungen zu haben glaubt, und dann plötzlich einen eisernen Schlagbaum zwischen sich und seinen liebsten Erwartungen niederfallen sieht, der müßte kein Mensch von Fleisch und Blut sein, sollt es ihn nicht anfechten. Ganz ohne Berechtigung erschienen mir wenigstens, seine allerdings ziemlich bittern Klagen nicht, daß in dieser ganzen Angelegenheit neben der Eifersucht in ihrem Selbstbewußtsein verletzter Fach-Autoritäten, auch Abneigung wider seine bischöfliche Würde mitgespielt habe. Eine ähnliche Besorgnis mußte sich jedem Unbefangenen aufdrängen, und man fragte: hat sich die Tragbarkeit des Erdgrundes denn auf einmal geändert? Haben die Männer, welche dieselbe vor Beginn des Baues hinreichend fanden, und dies amtlich bestätigten, ihre Sache nicht verstanden? Wer verbürgt jetzt, daß der Ausspruch der zweiten Kommission, die doch auch nur aus fehlbaren Menschen besteht, unfehlbar sein müßte? Ist nicht wissenschaftlich nachgewiesen durch welchen beim Bau begangenen Fehler des Architekten der Einsturz des zweiten Turmes herbeigeführt worden. Ist jener nicht für dieses Verfahren gesetzlich bestraft worden? Was hat damit der Erdboden zu schaffen u. s. w.

Doch ich greife hier dem Laufe der Zeit vor. Ich wollte ja überhaupt nur andeuten, wie Schritt für Schritt die Verstimmung des Bischofs gegen die Regierung zu-

genommen, und wie jedes, für minder empfindliche Beobachter kaum bemerkbare Ereignis, auch das geringste, ein Körnchen ums andere, in die Schale warf, wodurch natürlich mein Verhältnis zu dem reizbaren Manne immer schwieriger wurde, und sorgsame Vorsicht gebot, die ich leider oft vergaß. Es zeigten sich, wenn ich so sagen darf, zweierlei Naturen an dem von Herzen ebenso guten als gerechten Kirchenfürsten. Die eine war die ihm eingeborene, milde, menschenfreundliche, freisinnige, folglich im höchsten Sinne tolerante, und jeglicher hochmütigen Ueberhebung unzugängliche.

Die zweite war die mit seiner Besteigung des Bischofssitzes angenommene, für unerläßlich gehaltene, ihm innerlich fremde, aus welcher, ihm unbewußt, die Bemühung sich erzeugt hatte, gleichsam eine Kopie des von ihm so hochverehrten Vorgängers und Vorbildes zu werden. Was diesem von grandiosen Eigenschaften eines imponierenden „Kirchenfürsten" eigentümlich gewesen, was Kardinal Diepenbrock zu einem stolzen Bilde in güldenem Rahmen von Haus aus mitbrachte, weil es ihm geläufig war . . . das mußte Bischof Heinrich teilweise erst erlernen, sich's aneignen, indem er den schlichten und bescheidenen Formen seines Herkommens Gewalt anthat. Er zwang sich zu vielem, aus Pflichtgefühl, und wer ihn genau kannte, der fühlte wohl, daß er die aufgedrungene Repräsentation wie ein beengendes Staatskleid trug, während er sich innerlich nach dem bequemen Hauskleide des bürgerlich unbeachteten Kunstfreundes sehnte. Deshalb kam auch manches, wenn er sich gelegentlich in Position setzen wollte, bei ihm ungleich schroffer und schärfer heraus, als beim Vorgänger, dessen Wesen eben darauf zugeschnitten

schien. Daher mag es denn auch gekommen sein, daß Bischof Heinrich oftmals heftig übersprudelte, wo jener nur eines Blickes bedurft hätte, um eine Rüge zu erteilen. Daß mein Gönner, wenn er wider Willen aufgebrauset, augenblicklich durch gütige Schonung ausglich, wo er fürchtete weh gethan zu haben, davon bin ich mehrfach beobachtender Zeuge gewesen. Mich hat er, soweit ich mich erinnern kann, nur zweimal heftig angelassen; einmal allerdings infolge meiner unverblümten Aeußerungen gegen seinen Sekretär, einen sonst gewöhnlich gar sanft und nachgiebig redenden jüngeren Priester, dem „unversehens" die Zunge ausgerutscht war, und dessen innerster Groll wider Preußens protestantisches Königshaus explodierte; das zweitemal . . . . doch darauf kommen wir vielleicht später? Daß es nicht leicht war, passende Stoffe für Tischgespräche zu finden, wo soviele Rücksichten, nach sovielen Seiten hin, genommen werden mußten, versteht sich von selbst. Auf dem Wege pflegte ich mir förmlich dafür geeignete Mitteilungen, neuerer oder älterer Begebenheiten vorzubereiten, und für die Situation mundlich zu machen, wobei meinerseits Fehlgriffe um so näher lagen, weil man nie sicher war, ob nicht zufällig Geistliche aus der Provinz, die gerade ihre Aufwartung in der Residenz gemacht hatten, zur Tafel gezogen sein würden, auf die Rücksicht zu nehmen wäre.

Daß diese Rücksichten sich mehren, die freiere Führung lebendiger Gespräche immer beschränkender einengen mußten, vor wie nach Ausbruch des blutigen Krieges von 1866, versteht sich von selbst. Abgesehen von der schwierigen Lage eines Bischoftumes, welches sich so weit ins preußische Land hinaus erstreckt wie das breslauische, dessen Einkünfte doch

hauptsächlich aus seinem österreichischen Anteil, aus der Herrschaft Johannesberg bezogen werden, blieb Bischof Heinrichs Haltung nach beiden Seiten hin höchst bedenklich. Mußte er nicht den Klerus seiner innerhalb der k. k. Staaten belegenen Diözese anweisen, für den Sieg der österreichischen Waffen zu beten? Mußte er nicht innerhalb preußischer Grenzen dieselben Fürbitten anordnen für die „Niederlage des Feindes?“ Zwischen diesen Widersprüchen hat er sich musterhaft in seiner kirchlichen wie weltlichen Würde zu behaupten gewußt; ich habe während jener, in peinlicher Schwüle hinschleichenden, Monate, vor völligem Ausbruche des Sturmes, nicht eine Silbe vernommen, die Zweifel hätte erregen können an seinem preußischen Patriotismus; trotzdem daß mitunter alberne und boshafte Verleumdungen in Umlauf gesetzt wurden, die seine Treue verdächtigen sollten. Anderseits jedoch machte er auch kein Geheimnis aus dem tiefen Grame, womit ihn dieser deutsche Bruderkrieg erfüllte, den er wohl geneigt war zugleich wie einen Religionskrieg zu betrachten, wenn auch er jedes darauf hinzielende Wort sorgsam wählte. Von seinen Umgebungen ließ sich nicht dasselbe sagen. Ich zwang mich bisweilen zu erkünstelter Harthörigkeit.

Dennoch ging im ganzen alles glücklich vorüber, ohne Riß ins friedliche Zusammensein. Eigentümliche Beobachtungen, die Stimmung der Herren vom hohen Domstift Breslaus anlangend, hatte ich, bald nach erfolgtem Friedensabschluß, Gelegenheit anzustellen, als einer meiner Enkel aus Steiermark für einige Wochen auf Urlaub zu mir kam. Mein Gönner Heinrich lud ihn und mich zu einem seiner üblichen „Kapiteldiners“, bei welchem sich die

noch vor kurzem feindliche Uniform des k. k. Lieutenants des freundlichsten Empfanges rühmen durfte. Die dem jungen Manne von allen Seiten entgegen getragene Herzlichkeit hätte mich, aufrichtig zu reden, in meinem preußischen Herzen verletzt, weil sie entschieden demonstrativ erschien, hätte ich mir nicht zugleich eingestehen müssen, daß auch dieses mein Herz während des zwar kurzen aber darum nicht minder mörderischen Feldzuges bisweilen ein „geteiltes" gewesen. Nur daß bei mir die Teilung weder durch politische noch religiöse Einflüsse, sondern lediglich durch Gefühle der Blutsverwandtschaft entstanden war, während sie bei den Herren Geistlichen eine entschieden andere Färbung zutage brachte. Eine Erscheinung übrigens, die auch bei manchen aristokratischen katholischen Familien Schlesiens hervorgetreten ist, wenn sie gleich, zur Ehre meines Heimatlandes gesagt, ihre Einflüsse damals noch nicht im eigentlichen Volke geltend zu machen Zeit und Raum gefunden hatte. Das blieb leider den nächstfolgenden Jahren vorbehalten.

Bevor noch diese eintraten, wurd es mir, wenn schon nicht leicht, dennoch möglich, in ununterbrochenem Verkehr mit dem bischöflichen Gönner zu bleiben; — sogar aus der Ferne durch fleißigen Briefwechsel, welcher allerdings bisweilen gefährliche Stellen enthält, deren ganzes Gewicht mir jetzt erst, bei späterer Durchsicht der aufbewahrten Blätter deutlich wird. Der Hauptinhalt bleibt jedoch immer ein herzlicher, wahrhaft wohlmeinender, für mich und mein oft anstößiges Wesen nachsichtsvoller. Es fällt mir da unter anderem ein Briefchen vom Oktober 1868 ins Auge, welches er an mich richtete, nachdem ich ihn,

seiner Aufforderung gemäß, im Schloß Johannesberg besucht, daselbst einige Tage bei und mit ihm zugebracht hatte. Er schreibt:

„Ihre lieben Zeilen ohne Datum (denn der Tintenklex, den Sie mir neidisch entzogen — [durchs Radiermesserchen] — hat auch den Datum mit weggenommen) haben mir Freude gemacht; denn sie haben mir gesagt, daß Sie trotz vieler Müh und wenig Lohn, welchen Sie von der Reise gehabt, doch wohlbehalten in Ihrem dreizackigen Helikon*) angelangt sind. Zum Lohn für all das Misère, welches Sie ausgestanden, und für all die Freude, die Sie uns hier bereitet, hat Ihnen Ihre gute Schwester dann einige gemütliche Stunden gebracht.

Hier ist es, seitdem Sie uns verlassen, nicht gut gegangen. Der Orkan, der am Sonntag abends sich erhob und durch 24 Stunden wütete, und von dem mein alter Portier, so wie andere alte Leute, behaupten, daß selbst der Orkan von 1801 nicht so schlimm und arg gehauset, hat unsäglichen Schaden in Wäldern und an Gebäuden angerichtet, und wird ein tiefes Loch in meine Kasse machen.

Mit meinem schmerzhaften Arme und den rheumatischen Beschwerden geht's gar nicht gut. Ich fürchte auch in dieser Beziehung einen trübseligen Winter.

In der Hoffnung baldigen Wiedersehens bin ich mit den Gesinnungen, die Sie kennen, Ihr

treuergebener Heinrich."

---

*) Hotel „Drei Berge".

Aus diesen Zeilen geht hervor, daß die Mißstimmung, welche sich einige Male zwischen uns geäußert, stets bald gewichen war und keine tieferen Eindrücke hinterlassen hatte. Die sich bei jeder Gelegenheit erneuernden Gunst- und Huld-Bezeigungen, die dem Bischofe von Breslau seitens Ihrer Majestäten des Königs und der Königin zuteil wurden, schienen doch auf sein edles, für jeden Beweis von Achtung und Liebe empfängliches Gemüt einzuwirken, und seine durch vertraulich freundschaftlichen Einfluß eines geistvollen Mannes allzu eifrig genährte Bitterkeit gegen unser akatholisches Herrscherhaus zu mildern; so daß gewisse, früherhin halb unwillkürlich ins Gespräch gemischte mir unangenehme Anspielungen vermieden wurden. Gänzlich unterbleiben konnten sie freilich nicht, wenn sie auch aus verschiedenartigen Verhüllungen nur herauslugten. Denn ein unbefangener freimütiger Ideenaustausch muß auf die Länge unmöglich werden, wo von der einen Seite sich zuletzt alles und jedes um die Macht und Herrlichkeit einer allein seligmachenden Kirche dreht, und von der anderen Seite die Unfähigkeit, solche Herrlichkeit anzuerkennen, offen eingestanden und bekräftigt wird. Was hilft es da, daß Du Dir fest vornimmst: Heute will ich aber gewiß auf meiner Hut sein, damit sich kein Wortgefecht entspinne .... ehe Du selbst es ahnest, bist Du mitten darin. Es ist mir erinnerlich, wie ein zufällig hingeworfenes Urteil über die Aufführung von Schillers „Maria Stuart" zum heftigen, gefahrdrohenden Streite führte, weil ich den Dichter „parteiisch für Schottlands leichtsinnige Königin" fand, und Elisabet verteidigte. Bisweilen erstreckten sich dergleichen Streitigkeiten auf Gegenstände geringster Gattung, wo sie,

nachdem die Grenzen des Erhabenen und Pathetischen überschritten waren, höchst prosaisch ins Komische streiften. Zum Beispiel, wie mir gerade einfällt, eine Abhandlung in betreff der Vortrefflichkeit steiermärkischen Geflügels, verglichen mit unseren provinziellen Erzeugnissen eßbaren Federviehs, denen ich just kein feuriger Lobredner sein mochte. Der Hausherr fertigte meine Schwärmerei für steirische Kapaunen und Poularden mit der scharfen kurzen Erklärung ab, daß er diese Verstümmelungen für irreligiös, ja sträflich halte, und daß derlei Opfer der Wohlschmeckerei nicht auf seine Tafel kommen dürften. Nun hatten wir besonders zartes Ochsenfleisch gegessen, und beschäftigten uns eben mit nicht minder löblichem Hammelbraten. Ich war naseweis genug zu fragen (indem ich die alte Geschichte von Madame Genlis und ihren Zöglingen aufwärmte), ob fürstbischöfliche Gnaden wohl geneigt wären, anzunehmen, daß unser heutiges preiswürdiges „Bouillie" von der Mutter oder vom Vater des Kalbes? ob es nicht vielmehr (um mit Mad. G. zu umschreiben) vom Onkel stamme? Und ferner, ob der auf der Zunge zerschmelzende Hammelrücken einer würdigen Lammsmutter oder gar einem patriarchalischen Widder zugemutet werden dürfe?? Dieses argumentum ad hominem ließ sich nicht widerlegen. Mein lieber Gönner lachte herzlich und gestand die kulinarische Inkonsequenz willig zu.

Ja, es wurde häufig recht aufrichtig am kleinen traulichen Tische gelacht, sogar über meine schlechten Witze, und ich freue mich heute noch des Bewußtseins, daß meine Gegenwart oftmals beigetragen, die düsteren Züge des mir ewig teuren Antlitzes zu erheitern, dem vielgeplagten

Manne manche trübe Laune zu verscheuchen. Oft auch allerdings mißlang teilweise mein Bemühen, so daß ich, wie der weiland Komiker Wenzel Scholz hinterher bekennen mußte: „Knapp is' gangen!" War's doch sonst, wie wenn bange Vorahnungen des Bevorstehenden unserem Bischof schon die Seele bedrückten; möglich auch, daß er unterrichtet war von den Umtrieben, die in Rom walteten; daß er die Intriguen kannte, welche ihm damals noch als solche erschienen, und deren unvermeidlich traurige Folgen sein klarer Sinn drohend heran ziehen sah. Je näher die Zeit des Konzils rückte, desto bänger hob sich seine Brust. Nein, er machte kein Hehl daraus, daß er schwarz, ganz schwarz in die Zukunft blicke. Es wäre unzart, und eine schlechte Vergeltung des Vertrauens, womit er mich beehrte, wollte ich hier einzelne Ausbrüche seiner Seelenpein schildern, gleichsam als Widersprüche zu seinem späteren Verhalten. Nur andeuten darf ich, daß er sich keinesweges täuschte über die aus herrschsüchtigem Uebermut herauf beschworenen Gefahren, und daß er viel darunter litt. Ich glaube, er wäre mit leichterem Herzen in den offenen Tod gegangen, als nach Rom! Mir stand es aus vielfachen Gründen nicht zu, meine Ansichten über seine Doppelstellung als Untergebener Roms und als preußischer Bischof laut werden zu lassen. Was seine Ratgeber dabei gethan, wie sie den Einfluß, den sie auf ihn geübt, vorher und nachher — verantworten wollen, das ist ihre Sache. So weit ich den Mann kennen gelernt, fehlt ihm bei allen seinen hohen Eigenschaften nur eine und diese wäre: kräftige Selbständigkeit, die sich eben nicht umstimmen und beeinflussen läßt! Wenn ich bedenke, wie er sich aussprach, ehe er die ge-

fürchtete Reise zur heiligen Stadt antrat .... Nun, war er es doch nicht allein, der noch immer, wenn auch nur schwache Hoffnungen hegte, daß man dort den versammelten aus allen Weltgegenden zusammen berufenen Konzilsmitgliedern vielleicht die harte Prüfung erlassen, daß man wenigstens ihre wohl begründeten Gegeneinwürfe hören und erwägen werde; ... (Hoffnungen, zu denen jedoch manche andere Priester meiner wenn auch oberflächlichen Bekanntschaft den Kopf schüttelten). Waren es doch um ihn her die gläubigsten, ultramontansten Mitglieder seiner Gemeinde, die Feuer und Flamme wurden (vor allen vornehme Damen!), sobald unser einer sich vermaß, auf die projektierte Unfehlbarkeit hinzudeuten! Wie hart ließ mich unter anderem die schöne sonst so sanfte Gräfin S., eine fanatische Römlingin, an, als ich dabei blieb, daß nichts anderes im Werke sei. „Pfui," rief sie aus, „Ihnen hätt ich nicht zugetraut, Sie könnten sich dem Katholizismus gar so feindselig gegenüber stellen!"

— „Ich, Gräfin? auf solche Anklage war ich am wenigsten gefaßt."

„— Wie soll ich's bezeichnen, wenn Sie sich den Lügnern und Verleumdern anschließen, die dergleichen unsinnige Pläne für denkbar halten? Ihr Protestanten solltet Euch solcher albernen Erfindungen*) schämen!"

Aehnliche Abfertigungen meiner Besorgnis wurden mir viele zu teil; bezeichnend genug: immer von Laien, Priester zeigten sich vor- oder voraussichtiger.

*) Zwei Jahre später gab sich dieselbe Dame als gewappnete Schwertträgerin des Infallibilitäts-Dogmas kund. — Wo bleibt da die so viel bewunderte Konsequenz der römischen Kirche.

Merkwürdig genug stimmten sogar ganz eifrige Katholiken anfänglich mit ein, in die ringsumher, dem Breslauer Fürstbischof gewidmete Anerkennung seines Verhaltens beim Konzil. Unaufgefordert sprachen mich, bei zufälligen Begegnungen, Personen an, mit denen ich früher kaum einen Gruß gewechselt, lediglich um mich zu beglückwünschen wegen der Popularität die „mein Gönner" sich erwerbe. Ich freute mich zwar darüber, doch fand ich im Innersten der Seele keinen rechten Grund zur Freude; denn was ich für den besten Fall, das heißt für sein ausdauerndes Beharren auf mutig eingeschlagenem Wege, kommen sah war . . . ein unvermeidlicher Rücktritt; war die Niederlegung des Hirtenstabes; und daß dieser Entschluß ihn tief schmerzen, daß er ihn nur nach harten Kämpfen mit sich selbst, und mit dem Hochgefühl seiner priesterlichen Würde, durchführen könne, davon durfte ich mich überzeugt halten. — — —

III.

Die ersten Worte, die er an mich richtete, da ich ihn bei seiner Rückkehr zu begrüßen ging, lauteten:

„So wahr ich an Gott glaube, bin ich mit dem festen Willen von Rom abgereiset, unmittelbar nach der Ankunft, aus meinem bisherigen Wirkungskreise zu scheiden, und mich an irgend einem stillen Orte als Pfarrer niederzulassen. Wie ich aber in Oderberg, diesseits der preußischen Grenze, die ersten Landwehr-Reservisten sich dem Bahnzuge anschließen sah, überkam mich das patriotische Gefühl, daß es Feigheit wäre, sich jetzt, beim Ausbruch eines gewaltigen Krieges zurück zu

ziehen, und meine Anhänglichkeit an Preußens König und „an deutsches Vaterland" stellte mir die heilige Pflicht vor Augen, so lange auf meinem Platze mitzuwirken, bis die Gefahr besiegt und überstanden sei!"

Mir tönten diese männlichen Versicherungen wie Triumphgesang. Ja, das war Heinrich Förster, in seinem eigensten Wesen. Was er sprach drang überzeugungsvoll und überzeugend aus tiefster Brust; das war er selbst, noch nicht irre gemacht, noch nicht schwankend geworden durch Einflüsterungen, Intriguen, Kabalen. . . . Ach, diese sollten nicht lange auf sich warten lassen.

Nach dem sterilen, ermattenden, entnervenden Aufenthalte am Konzil durfte sich der abgemarterte Bischof mit bestem Gewissen, einige Erquickung in der Abgeschiedenheit seiner Waldungen vergönnen, und begab sich zu diesem Zwecke nach Schloß Johannesberg. Hatte er auf Ruhe gehofft; hatte er gewähnt sie zu finden fern von den Umtrieben der Parteien? . . . es war ein Wahn gewesen. Schon vom 23. August 1870 schreibt er mir aus Bad Landeck:

„Mein verehrter alter Freund! Wie in aller Welt sind Sie dazu gekommen, mein unbedeutendes kleines Pastorale (Hirtenbrief) das nur für die kriegslustigen Geistlichen meiner Diözese bestimmt war . . . . mitzuteilen, oder der *** auch nur ein Wort darüber zu schreiben? Der gute Brandis wird ordentlich in Verlegenheit geraten sein, was er Ihnen darauf sagen soll? Ich sende Ihnen seine Zeilen wieder zurück.

Ueber sich selbst wissen Sie mir nichts Erfreuliches zu melden, weil die alten eingewurzelten Uebel sich bis-

weilen regen. Dagegen habe ich Ihnen von mir sehr Unerfreuliches zu melden; nicht nur weil fortdauernd Sturm, Regen und bittere Kälte jede günstige Einwirkung des Bades unmöglich machen, sondern weil noch viel schlimmere Leiden mich quälen: Der Gram um meine Kirche, der Tag und Nacht an meinem Leben zehrt; und die Zustände in meiner Diözese, die sich bis zur Unerträglichkeit steigern. Bin ich doch so weit, daß ein nicht unbedeutender Teil meines Klerus und meiner Gläubigen mich fast wie einen Abtrünnigen betrachtet, der in den Fluten der Ketzerei zu versinken droht.*) Ich habe daher bereits dem Papste meine Abdikation eingereicht, und würde sicher sein, sie zu erhalten, wenn nicht das Domkapitel Schritte dagegen gethan hätte. Erhört der Papst gleichwohl meine Bitte, dann weiß ich freilich noch nicht, wo ich mein Haupt niederlegen soll; denn in Breslau werde ich nicht bleiben können. Dennoch sehne ich mich unaussprechlich nach Ruhe und Abgeschiedenheit. — Man zeige mir eine Gemeinde die im Glauben und in der Liebe Christi ihr Heil sucht auf dem Wege, den die Kirche ihr zeigte nach dem einfachen klaren Worte des Evangeliums — dort will ich leben und sterben. Aber des theologischen Wortgezänkes der Schriftgelehrten und Pharisäer bin ich müde bis zum Ekel!

Gott sei mit Ihnen in dieser vielbewegten gewaltigen Zeit und gebe Ihnen friedliche Tage, die ich so schmerz-

---

*) Allzu wahr! Aehnliche Anklagen erhoben sich von verschiedensten Seiten, und wurden mitunter von Menschen gewagt, die ein Jahr vorher Zeter schrieen, wenn man vorhersagte, wie's in Rom ablaufen würde.

lich entbehre. In aller Liebe und Hochschätzung Ihr treuergebener Heinrich."

Wie auf einen drohend ausgestreckten Zeigefinger fällt mein Blick jetzt beim kopieren obigen Briefes auf die Nachschrift:

„Bitte, daß Sie von diesen Zeilen keinen weiteren Gebrauch machen!" —

und ich empfinde so etwas wie beschämende Unschlüssigkeit, ob ich dieses sein Gebot übertreten dürfe?

Wohlerwogen erscheint mir jedoch gerade hier der Ungehorsam wie eine Pflicht meiner Pietät für denjenigen gegen welchen ich mich desselben schuldig mache. Denn eben der vorstehende Brief ist es, der den Seelenzustand des edlen Mannes in reiner, voller Klarheit schildert. Er schüttet, möcht ich sagen, sein Herz darin aus, und er bezeichnet dadurch, wie ihm zu Mute war, bevor noch die Dränger von außen sich seines freien Willens bemächtigten. Dieses Schreiben bildet, psychologisch betrachtet, den Uebergang aus tiefer Niedergeschlagenheit und Angst vor unvermeidlichen Kämpfen, in jene halb verzweifelte Resolution, sich kopfüber in den allerheißesten Kampf zu stürzen, und gleichsam von einer Partei zur anderen überzugehen. Es war eigentlich der letzte Erguß streitender Gefühle, an einen Menschen gerichtet, der als alter Komödiant und vielfach angefochtener Autor, trotz mancherlei Anstoß darbietender Antezedentien, dem Kirchenfürsten lieb und vertraut geworden, weil dieser, dem so viele Heuchler begegneten, aufrichtige Wahrheitsliebe und rücksichtslos ehrliche Hingabe zweifach schätzen gelernt. Eigentlich der letzte, sag ich; denn von nun an beginnen die Johannesberger Zuschriften

schon zu klagen über „Gewalt, die der Kirche von Staatswegen angethan wird". Der Umschlag macht sich von Woche zu Woche fühlbarer und tritt (ein durch mich aus Besorgnis unwillkürlichen Mißbrauchs vernichtetes Schreiben ausgenommen) entschieden hervor.

Nach seiner Rückkehr in die Breslauer Residenz zeigte sich mir der in herzlicher Güte unverändert gleichbleibende Fürstbischof dennoch empfindlicher, leichter gereizt wie sonst, und ich mußte um so behutsamer in der Wahl meiner Ausdrücke sein, weil ich zuletzt nicht ableugnen konnte, daß ich meinerseits alles gethan, was irgend in den Mitteln eines unbedeutenden Mannes meiner Stellung gelegen, seinem Rücktritt entgegen zu wirken. Ueber die von mir dabei eingeschlagenen Wege ziemt sich hier keine Andeutung. Genug, daß sie ihm bekannt waren, und daß er mir dies zu hören gab.

Es waren keine freudigen Stunden mehr, die ich fürder bei ihm verlebte. Ich konnte mir bei all meiner treuen persönlichen Anhänglichkeit doch nicht verhehlen, daß er in seinem gesteigerten Eifer für römische Befehle die Unterwürfigkeit übertrieb; ja, daß er fast absichtlich Gelegenheiten ergriff, die zu vermeiden leicht gewesen wäre, als ob ihm daran läge sie zu benützen, damit eine gewisse Klike seiner Bekehrung zum Ultramontismus nur vollkommen sicher werde.

Einmal noch habe ich versucht frei „von der Leber weg," wie man's hier zulande nennt, ihm Vorschläge zu machen, wie er nach beiden Seiten hin seinem Glauben, seinem Gewissen, seiner Pflichten als Bischof und als Anhänger des Königs, mit einem Worte als Deutscher gerecht

werden könne. Mögen meine Andeutungen, was wahrscheinlich ist, sich noch so laienhaft ausgenommen; mag er sie scheinbar abgewiesen haben, . . . ganz ohne Wirkung sind sie nicht geblieben, und daß manches darin ihn fesselte, das bezeigte die Art und Weise, wie er sie, wenn auch bisweilen ironisch lächelnd, doch auch aufmerksam hingebend anhörte. Ich war eitel genug an möglichen Erfolg zu glauben. — Kindischer Wahn eines ohnmächtigen Greises, der von Erfolgen träumt, im Kriege wider eine so fein organisierte, so fest disziplinierte Armee! Ein armer schwacher Einzelner wider ein mächtiges Heer!

Schon entsagend, immer noch wünschend, daß es mir gelingen möge, eine entschiedene Trennung zu vermeiden, begrüßte ich den 24. November 1871, mit nachstehenden Strophen:

Wenn in der Fluren heit'rem Grün
Viel bunte Blumen freudig blühn,
Da findet sich gar leicht ein Strauß
Von frommen Wünschen, den ins Haus
Zum festgeschmückten Jahrestag
Dankbare Liebe tragen mag.

Doch lächelt aus November-Grau
Kaum noch ein Streifchen Himmelsblau
Aufs Treiben dieser Erdenwelt,
Ist's um die Freude schwach bestellt,
Und wie durch trüben Nebelflor
Nur zagend blicken wir empor.

So geht's in dieser ernsten Zeit.
Es weht aus ew'ger Herrlichkeit
Kaum noch ein Hauch von Lebenslust
Herab in edler Menschen Brust,

Die ach! von äußerlichem Zwist
Im Innersten zerrissen ist.

Da säuselt reiner weißer Schnee
Aus Wolken und verhüllt das Weh;
Der Menschheit nie gesühnten Fluch,
Mit seinem sanften Leichentuch,
Und flüstert bangen Seelen zu:
„Geduldet euch, einst kommt die Ruh!"

„Doch wie dann, aus beschneiter Flur
„Zum Leben auferwacht Natur,
„Ermutigt rafft euch wieder auf,
„Ermüdet nicht in eurem Lauf,
„Und haltet Stand des Daseins Müh'n,
„Auch unter mir keimt Immergrün!

Dies Immergrün, es schlingt sich Dir
Zum Festkranz heut mit frischer Zier,
Denn seine Zweige machen kund
Des besten Herzens sichern Grund,
Dem sie entsprießen voll belaubt.
Dein eigen Herz bekränzt Dirs Haupt.

Ich ahnete wohl: diese Berufung auf sein Herz, welche zugleich an einen festen Charakter gerichtet sein wollte, der „standhalten" möge (im Sinne seiner früheren Aeußerungen nämlich!), war der letzte schwächliche Stoßseufzer den ich wagen durfte. Ich erhielt zwar die huldvollste Erwiderung:

„Wäre ich nicht schon acht Tage so elend, daß ich keinen Fuß aus dem Hause setzen kann, so wäre ich längst bei Ihnen gewesen, um Ihnen für Ihre poetische Gratulation zu danken. Ich hab Ihre Verse mit tiefer

Rührung und nassen Augen gelesen, und Ihnen in meinem Herzen für diesen schönen Ausdruck Ihrer treuen liebevollen Gesinnung längst gedankt."

Das lautete sehr anmutig; doch enttäuschte es mich völlig, und zeigte mir unwiderleglich, daß meine Meinung vollständig verkannt und falsch aufgefaßt worden sei. Von nun an durfte ich mir nicht länger verhehlen, daß es unmöglich werden müsse den meiner persönlichen Empfindung so wohlthuenden Umgang mit dem verehrten Herrn auf die Dauer fortzusetzen. Es mußte zu einem Bruch kommen. Und ruhige Ueberlegung wies mich darauf hin, denselben selbst herbeizuführen, bevor noch irgend ein Eklat ihn notwendig machte. Die unausbleibliche Trennung mußte erfolgen, ehe sie mir aufgezwungen wurde; von mir sollte sie ausgehen, das fühlte ich; aber ich fühlte nicht minder den Schmerz den sie mir verursachte. Lieber dennoch wollt ich doch die Schuld auf mich nehmen; wollte mich den aus ihr auf mich eindringenden Vorwürfen, den mich anklagenden schärfsten Verdammungsurteilen, den feindseligsten Verdächtigungen lieber aussetzen, als länger noch die Rolle eines zweizüngigen Diplomaten spielen. Bis ins Frühjahr schleppte ich mich mit Zweifeln und unreifen Entschließungen. Da endlich angespornt und aufgeschreckt durch einen abermaligen nicht zu billigenden Akt der Feindseligkeit wider den Staat, zu welchem sie meinen umgarnten Gönner gehetzt hatten, raffte ich zusammen was ich an unterdrückter Erbitterung in mir verbissen herum getragen, und schrieb zwei kleine Aufsätze, die ich einem so eben unter der Presse befindlichen Buche eiligst einverleibte. Somit hieß es nun: „jacta est alea!“

Ich ward im langen Leben zu manchem Brief gezwungen, der mehr mit Blut als mit Tinte geschrieben schien; keiner ist mir schwerer geworden als derjenige, in welchem ich unterm 12. Juli 1872 mich von dem Freunde lossagte, den ich so innig verehrte, liebte, den ich noch liebe.

„p. p. Unter dem Titel Simmelsammelsurium wird nächstens ein Buch erscheinen, welches neben vielen andern kleinen Aufsätzen, zwei enthält, nach deren Veröffentlichung Sie wahrscheinlich gezwungen sein werden, Ihr Haus mir zu verschließen. Nicht der darin ausgesprochenen Gesinnungen halber (denn dieselben sagen eigentlich nur was Sie in eigener Seele und im eigenen Geist selbst fühlen und denken), wohl aber Ihrer Stellung wegen, und in Erwägung der Rücksichten, die Sie auf alles zu nehmen haben, was Ihre Umgebungen berührt. Ich halte mich gefaßt auf den Ausspruch: „Fürder kann ich Dich nicht, auch wenn Ich es wollte, als Gast bei Mir empfangen!" — Fragen Sie (und Ihre wohlwollende Nachsicht für mich wird glaub ich diese Frage thun:) „Wenn Du solche Folgen vorhersiehst, weshalb hast Du sie herbeigeführt? weshalb hast Du dergleichen Dinge drucken lassen? war Dir so wenig an Meiner Huld gelegen?" . . .

Da muß ich zuvörderst eingestehen, daß der Entschluß meinem Herzen schwere Opfer gekostet hat, und daß ich erst nach langem Widerstreben daran gegangen bin. Ich könnte ferner von einem innersten Bedürfnisse schwatzen, mich über gewisse Zeitfragen auszusprechen; von Verpflichtungen die einem Autor obliegen wahr zu sein; könnte ähnliche Phrasen anwenden, die eitle Anmaßung wären. Meine Gründe liegen viel näher und sind natürlich.

In einem vor etlichen Jahren edierten lexikographischen Verzeichnisse katholischer deutscher Schriftsteller bin ich als Konvertit genannt worden. Es war davon denk ich an Ihrer Tafel die Rede. Ich habe nichts dagegen erwidert, weil das nur in Form einer scharfen Anklage wider den nachlässigen oder perfiden Verfasser hätte geschehen können, und weil ich litterarische Katzbalgereien hasse. Seitdem hat jedoch der dort ausgestreuete Same weiter gewuchert, und hiesige lutherische Geistliche sowie Laien haben die Notiz in Verbindung gebracht mit dem „vertraulichen Umgange“ dessen der Fürstbischof mich würdiget. Engherzigen Menschen gilt für derlei, ihrer Beschränktheit unbegreifliche Erscheinungen immer nur was ihnen am nächsten liegt; das heißt: Selbstsucht!

„Ein Fürstbischof verkehrt freundschaftlich mit einem protestantischen, durchaus nicht kirchlich-fromm schreibenden Manne . . . folglich ist dieser im stillen übergetreten!“ —

Daß der Bischof als Mensch den Menschen als solchen lieb haben könnte, ohne nach dessen Konfession zu fragen, das dünkt den Herren unmöglich, weil . . . ja eben weil sie diese Herren sind. Hat doch einer neulich in einer Gesellschaft wo ich mich befand, auf mich deutend, zu seinen Tischnachbarn geäußert: „Das ist auch ein verkappter Jesuit!“

Einige andere haben mir nachgesagt, jene an den Reichstag gerichtete Petition für die Jesuiten trage meines Namens Unterschrift, denn ich sei ein fanatischer Ultramontaner.

Sie wissen wie es in diesem Punkte um mich steht, und daß ich auch Ihnen gegenüber nie geheuchelt habe.

Ich wiederhol es offen: wär ich gläubig, dann sollten weder Hohn, noch Spott, noch Drohungen mich abhalten der katholischen Kirche mich anzuschließen, deren Poesie und Konsequenz, Beides! von jeher einen Zauber auf mich geübt. Aber dann müßt es auch ehrlich, frei vor aller Welt geschehen. Ich würde mich schämen ein Geheimnis daraus machen zu wollen.

Deshalb lag mir darzuthun ob, daß ich kein verkappter Jesuit sei. Das mußte auf deutsche Weise und deutlich bewiesen werden. Und weil sich mir nun durch Roms gewaltsame Eingriffe ins alt-geheiligte Recht ihrer Kirche eine passende Gelegenheit darbot, den Verdacht feiger Achselträgerei entschieden von mir abzustreifen, so benützte ich diese Gelegenheit auf die Gefahr hin, Sie, dem ich Dank und Liebe widme, zu erzürnen. Mein Trost liegt in der Ahnung, daß Ihr Zorn doch nur ein von den Verhältnissen aufgedrungener bleiben dürfte, und daß Sie an meiner treuen Anhänglichkeit nicht zweifeln werden.

Wobei ich nicht verschweigen darf:

Nach Ihrer Heimkehr von Rom sind mehrfache Klagen und Beschwerden seitens bedeutender Mitglieder Ihres Klerus laut geworden, welche Anstoß nehmen am „vertraulichen Umgange des Bischofs mit einer Persönlichkeit meines Schlages.“

Ich habe demnach gewissermaßen einen Akt entsagender Dankbarkeit ausgeübt, indem ich mich entschloß Ihnen zu erleichtern, was der Güte Ihres Herzens vielleicht widerstrebt.

Behalten Sie mich lieb auch wenn Sie mich von Sich weisen müssen. Meine Liebe und Verehrung für Ihren

edlen humanen Sinn bleiben unwandelbar; so wie das Gedächtnis an Ihr wahrhaft apostolisches Wohlthun; an Ihre Macht eindringlichster, mildester, menschlich-frommer Beredsamkeit.

Billigen Sie nach ruhiger Ueberlegung mein Verfahren, dann werd ich aus Ihrem Stillschweigen entnehmen, daß ich recht gehandelt; und dieses Gefühl wird mich entschädigen für den Verlust den ich erdulde."

So leicht ist's mir nun allerdings nicht gemacht worden. In der ursprünglichen Absicht seiner Fürstbischöflichen Gnaden scheint es gelegen zu haben, daß meine Bitte in betreff stillschweigender Zustimmung erfüllt werde; denn es verging ein Monat ohne Entgegnung. Erst der Lärm den einige Zeitungen erhoben über die beiden, im bereits erwähnten „Simmelsammelsurium" enthaltenen Aufsätze, mag Veranlassung geworden sein, daß mein Brief dennoch eine Erwiederung erhielt. Diese entsprach vollkommen der Würde und dem hohen Charakter des Absenders. Nicht eine Zeile ließ sich darin entdecken, die Groll verraten hätte; vielmehr rührte sie mich durch ihre sanfte, zum Herzen dringende Betrübnis, aus welcher das immer noch nicht erloschne Wohlwollen sprach. Dennoch war sie ungerecht, weil sie Katholiken und Jesuiten in eins verschmolz, wozu mein Absagebrief doch wirklich keine Veranlassung gegeben; und noch weniger die beiden gegen der letzteren Umtriebe gerichteten Aufsätze. Dagegen ließ sich nichts mehr einwenden; jeder Versuch einer Auseinandersetzung der Unterschiede hätte ins Unendliche . . . . und doch zu nichts geführt.

Was die Vorkämpfer des römischen Parteikrieges hatten drucken lassen, hab ich natürlich nicht gelesen. Wohl aber bin ich von vielen unparteiischen, mir übrigens wohlwollenden Männern mündlich hart angelassen worden: Weshalb ich absichtlich so gewaltsam das freundschaftliche Band zerrissen, dessen mich der Fürstbischof wert gehalten? Ich hätte doch voraussehen müssen, wohin solche vorlaute Einmischung führe, so daß jetzt die Frage entstünde, was mehr zu rügen sei, ob mein unkluger übereilter Angriff? ob die daraus hervorgehende Verletzung nicht wegzuleugnender Pflichten und Rücksichten für einen vieljährigen Gönner?" Das bekam ich von vielen zu hören! Jetzt freilich, nachdem die Sachen ihren weiteren Verlauf genommen, sprechen die Herren anders, und manche gestehen: sie hätten mir nicht diese Voraussicht zugetraut! Begreiflich! Hatten sie doch nicht Gelegenheit gehabt, gleich mir, die schwarzen Wetterwolken langsam heranziehen und sich zusammenballen zu sehn! Hatten sie doch auch nicht den schleichenden Verdacht „versteckte Konvertiten" zu sein auf sich geladen.

Schon in meinen biographischen Skizzen „Vierzig Jahre" betitelt, hab ich erwähnt, wie man mich zum Kryptokatholiken stempeln gewollt, als ich beim Trachenberger Fürsten lebte, welcher damals (1845) in näheren Beziehuugen zu Diepenbrock für eine Hauptstütze, für einen Verfechter des schlesischen Katholizismus gehalten wurde . . . eine Ansicht, die überraschend schnell ihr Ende gefunden. Wer die darauf bezüglichen Stellen nachlesen wollte (neuere Ausgaben Teil V. pag 118 2c.) würde finden, daß meine Expektorationen über diesen Gegenstand nicht an

Zweideutigkeit leiden. Trotzdem hatten sie nicht verhindern können, was neuerdings, wie der Brief an den Fürstbischof erwähnt, in jenem Lexikon katholischer deutscher Autoren verübt wurde. Ein Falsum welches, mag es nun zufällig, mag es wissentlich entstanden sein, unverzeihlich bleibt, weil die Herausgeber in beiden Fällen pflichtwidrig verfahren sind. Denn wer ähnliche Kompilationen übernimmt, unterzieht sich dadurch der ernsten Verpflichtung gründliche Nachforschungen anzustellen, bevor er sein Manuskript in die Druckerei schickt. Ueber mich die Wahrheit zu erfahren, wäre bei der Verbreitung der „Vierzig Jahre" eine geringe Mühe gewesen. Gleichwohl unterließ ich jede Rüge, hauptsächlich in Erwägung des Verdrusses, den der Fürstbischof dadurch gehabt haben würde. Besagtes Lexikon fiel in eine Periode wo das Unfehlbarkeits-Dogma samt Zubehör noch nicht die letzten Reste religiöser Toleranz und friedfertiger Duldung vernichtet hatte. Die Lüge ließ sich ignorieren; so wähnte ich. Wohl war's ein Wahn. Sie wirkte nach, indem sie sich an Bischof Heinrichs intimen Verkehr mit mir klettete. Denn „wie würde solcher entstanden sein, wie würde er bestehen können, wenn es nicht gelungen wäre, mich zum Proselyten heranzubilden?" Das fragten sich die gläubigen Spießbürger. Die besser unterrichteten Priester*) wußtens wohl besser. Sie begnügten

*) Hat sich doch der von ihnen ausgesprochene Tadel sogar in den Reihen ihrer Gegner, der Altkatholiken, wiederholt, deren Organ „deutscher Merkur", vom 3. Mai 1873, zu den Vorwürfen die dort dem Breslauer Fürstbischof gemacht werden, auch denjenigen gesellt: daß „er den mit christlichem Glauben und Leben zerfallenen Poeten Holtei zu seinen nächsten Freunden

sich hinter ihres Hirten Rücken auf Ihn zu schmähen, „weil er sich mit mir abgäbe."

Diese auffälligen Widersprüche trafen doch in einem zusammen: in der Mißbilligung meines Erscheinens an Fürstbischöflicher Residenz als Hausfreund.

Die gewaltsame Trennung war notwendig. Sie mußte durch eine nie mehr heilende Wunde bewerkstelliget werden. Daß ich mir die Umtriebe des römischen Jesuitismus dafür auserſah, lag sowohl in den allgemeinen Anregungen der Zeit, als auch in den besonderen Beobachtungen, die ich, über die Einflüsse jener furchtbaren Macht anzustellen, mehrjährige Gelegenheit gefunden. Ich bin keine Minute lang so albern eitel gewesen, meinem rasch-hingeworfenen, durchaus nicht genug erwogenen Kriegsgeschrei irgend welche Bedeutung, oder gar einigen Erfolg beizumessen. Ich hatte nur ein Ziel vor Augen: nicht für einen „verkappten Jesuiten" gehalten zu werden!

Notwehr ist kein Angriff; der Angegriffene bin ich!

Wie fern mir jede parteinehmende Einmischung in weltbewegende religiöse Fragen und Kämpfe liegt; wie gering ich meinen Beruf zu solcher Einmischuug anschlage, glaub ich bewiesen zu haben, als ich die mir von höchst ehrenwerter Seite zugegangene Aufforderung zur Teilnahme an einem, ähnliche Tendenzen verfolgenden poetisch-litteraischen, Sammelwerke dankend ablehnte, mit der Erklärung: Was ich zu sagen mich gedrungen gefühlt, hätte

---

zähle." Ohne zu wollen und zu wissen haben die gestrengen Herren dadurch dem Menschen Dr. Heinrich Förster das schönste Zeugnis ausgestellt.

ich gesagt, wüßte weiter nichts beizufügen, und fände mich nicht berechtiget ferner mitzusprechen.

Es hat mir von jeher für eins der unverwelklichsten Blätter in Goethes ewigem Dichterkranze gegolten, daß Er voll erhabener Objektivität auch denjenigen von ihm geschilderten Charakteren kräftige Lebenswahrheit einzuhauchen verstand, welche seinen Helden feindlich sind; daß er keine Zerrbilder vorführte. So hat er dem grausamen Alba nicht einen bluttriefenden Henkerkittel umgehangen, sondern hat seinem hochherzigen Egmont einen politisch-bedeutenden, harten, doch denkenden Staatsmann entgegengestellt. Er hat sogar diesem unerbittlich-konsequenten Heerführer, dem Vertreter jener furchtbaren welthistorischen Epoche, einen Ausspruch in den Mund gelegt, der alle politische Weisheit in sich zu schließen scheint — nur scheint. Den Ausspruch:

„Was ist des Freiesten Freiheit? Recht zu thun! Daran wird ihn der König nicht hindern!“

Das klingt prächtig. Leider nur, daß der schlaue Alba sich nicht deutlich auszusprechen vermag, worin das Recht eben besteht? auf welcher Seite, in zweifelhaften Fällen, es gesucht werden soll und darf?

Wie es heutzutage aussieht, dürfen wir die Römlinge fragen: Will Euch der Staat die Freiheit rauben, Recht zu thun, Eurem Gott und Eurem Glauben auf katholische Weise zu dienen? Hat er es jemals gewollt?

Wer diese Frage zu bejahen wagt, muß — — — —

Erst nachdem Ihr den Papst anreiztet, sich zum Herrscher der Erde aufzuwerfen, erst dann hat sich der Staat genötigt gesehen, Einhalt zu thun und sein Recht

zu behaupten, gegen die Freiheiten, die ihr euch herausnahmt.

Ich halte fest am Staate, am Reiche, am Kaiser. Ich berufe mich auf den Ausspruch der adriatischen Republik, als diese noch eine Weltmacht war:

„Zuvörderst müssen wir Venetianer sein; hernach erst sind wir Katholiken!"

Zuvörderst will ich Preuße, will ich Deutscher sein. Bleibt ihr es auch!! Ob nachher Katholiken, oder Lutheraner, oder Kalvinisten, oder Israeliten, oder Mennoniten, oder sonst was? .... darnach wird der Staat nicht fragen; das macht mit eurem Herzen ab, und jeder mit seinem Gotte. Nur verlangt nicht, daß wir einen gebrechlichen Menschen für den unfehlbaren Statthalter Gottes uns gefallen lassen sollen! Das ist zuviel begehrt.

Breslau, beendet im Juni 1874.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Christian Lammfell.

Roman

von

Karl von Holtei.

Fünf Teile in einem Bande.

Jubiläums-Ausgabe. Vierte Auflage.

Geh. 6 Mk. Eleg. gebd. 7 Mk. 50 Pf.

Professor **Dr. Hermann Fechner** sagt in einem Nachruf über Holtei von diesem Roman:

Es ist der beste deutsche, es ist der deutscheste Roman. In Christian Lammfell ist eine Saite angeschlagen, die man in anderen Romanen nirgends so rein und klar tönen hört. Es ist die des deutschen Gemüts. Niemand ist so tief auf den Grund der Seele gedrungen, niemand hat ein so lebenswarmes Bild einer reinen Seele entworfen wie Holtei in „Christian Lammfell". Lammfell ist, obgleich katholischer Priester weder katholisch noch lutherisch; es ist ein echter Christ, ein Wohlthäter aller Armen, Tröster der Sterbenden, Beichtiger der Mühseligen und Beladenen. Erst auf dem Boden der Entsagung empfängt er die Freudigkeit zum Leben und Handeln, nur für andere lebend, fühlt er sich glückselig, und selbst da, wo andere ihn roh und rücksichtslos behandeln, empfindet er nur das Gute davon. — Gegenüber dieser Glückseligkeit wird das furchtbare Richtschwert der Buße und Strafe über die Schuldigen geschwungen und die Sünden der Väter werden bis in das dritte und vierte Glied bestraft. Die sittliche Idee, daß wir für das, was wir thun, verantwortlich sind, weil die Spur der That in der Seele der Kinder wirkt und keimt, tritt furchtbar erhaben hervor. Die Gerichte Gottes ziehen sich durch drei Generationen. Es ist ein großartiger Roman, wie kein zweiter, ein Musterroman nach Form und Inhalt und wird einst, wie Simplicissimus, als Monument der Zeit dastehen, die Holtei zum Teil aus dem Munde der Augenzeugen, zum Teil aus eigener Anschauung kennt.

☞ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ☜